

DIE WELTWOCHEN



Die Unantastbare

Karin Keller-Sutter: Anatomie eines Aufstiegs.
Von Gottlieb F. Höpli, fotografiert von Karl-Heinz Hug

Hansjörg Wyss' Milliarden

Steinreich dank Schweizer Krankenkassen. Von Beat Gygi

«Trump ist nicht fähig»

Studiobesuch beim rechten Star-Talker Tucker Carlson.
Von Urs Gehrig



Buchtipps

Von Chantal Galladé,
Heidi Zgraggen,
Oswald Grübel u. a. m.





MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | ROSEGOLD 18K

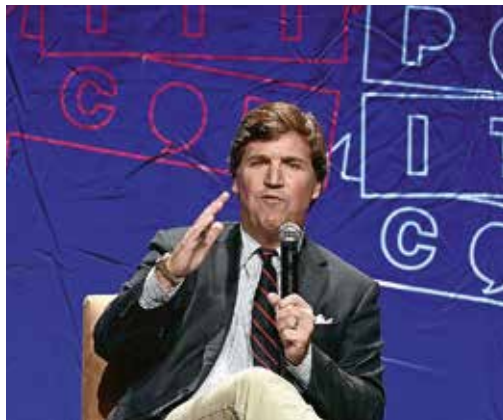


CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

In dieser Ausgabe lesen Sie alles zur Bundesratswahl – und darüber hinaus schreiben sechs amtierende und ehemalige Bundesräte, was dieses höchste Amt in der Schweizer Politik aus einem macht. Wie verändert es den Menschen? Was bleibt haften? Wie ist das Leben danach? Peter Keller hat die bewegenden persönlichen Erfahrungen, von Didier Burkhalter über Pascal Couchepin bis zu Christoph Blocher, zusammengetragen. **Seite 11–16, 28–31**

2,7 Millionen Amerikaner sitzen jeden Abend vor dem Fernseher, wenn Tucker Carlson im Trommelwirbel und rasenden Gitarrenriff auf Sendung geht. Carlson, 49, ist der neue Star in den US-Medien. Schelmisch wie ein Schulbub, dann wieder brutal wie eine Bulldogge stellt er auf dem rechten TV-Sender Fox News Trump-Gegner zur Rede. Urs Gehrigers Interview mit dem Talkmaster verlief turbulent wie eine Tucker-Show. Zuerst fluchte er, dass die Kup-



Flog aus Schweizer Internat: US-Talkmaster Carlson.

pel des Kapitols vor seinem Fenster erzitterte, dann gestand er, dass er einst aus einem Schweizer Internat rausflog und sich schliesslich Präsident Trump vorknöpfte. «Ich hasse seinen prahlerischen Stil. Er hat viel weniger erreicht, als er sollte. Er ist nicht fähig dazu.» **Seite 40**

Früher hiess es, wenn man jemanden richtig kennenlernen möchte, so solle man dessen Büchergestell begutachten. Oder zumindest schauen, welches Buch auf dem Nachttisch liegt. Das können wir leider nicht bieten. Für die Dezember-Literaturbeilage haben wir aber Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur gebeten, uns ein Buch zu nennen, das sie in diesem Jahr beeindruckt hat. Unter vielen anderen haben auch zwei Politikerinnen mitgemacht, die in diesen Tagen aufgrund der Bundesratswahl im Rampenlicht standen: Karin Keller-Sutter und Heidi Z'graggen. Die Tipps der Prominenten haben wir ergänzt mit Empfehlungen von *Weltwoche*-Redaktorinnen und -Redaktoren. **Seite 58**



«Winterzauber»: exzellente Geschenkideen.

Falls Sie noch eine passende Überraschung für Weihnachten brauchen, werden Sie im diesjährigen «Winterzauber» bestimmt fündig. In dieser Beilage für unsere Abonentinnen und Abonnenten dreht sich alles ums Schenken. Expertinnen, Kenner und Prominente geben über 200 exzellente Vorschläge ab. Diese reichen von der Empfehlung für die Mutter, den Gadget-Fan oder das Göttkind über Krimi-, Film- und Reisevorschläge bis hin zur Geschenkidee für Ehepaare, die neue Freundin, den Pöstler, die Chefin oder Klassikliebhaber. Auch Aktientipps und Interessantes für Rock'n'Roller finden Sie im «Winterzauber».

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volantär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100% Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Degussa



GOLD UND SILBER.



SCHENKEN SIE BLEIBENDE WERTE MIT DEGUSSA.

Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa bieten wir Ihnen nicht nur eine breite Palette an Investmentprodukten. Mit den von Degussa entwickelten Emotionsprodukten machen Sie sich selbst und Ihren Liebsten ein einzigartiges Geschenk. Gerne stellen wir Ihnen diese Kostbarkeiten in unseren Verkaufsgeschäften in Zürich und Genf vor – oder bestellen Sie einfach online. Wir bewahren Ihre Schätze auf Wunsch auch sicher in Ihrem persönlichen Tresorfach bei uns auf.

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



Zürich | Genf | Frankfurt | Madrid | London

Die Unantastbare

Karin Keller-Sutter und die neue Heiligenverehrung.

Von Roger Köppel

Noch nie gab es eine unangefochtenere Kandidatin, eine so breit abgestützte, ja vorabgefeierte Bundesrätin, einen Superstar auf Vorrat. Sie ist nicht nur unbestritten, sie ist unantastbar. Wehe dem, der sich der voraus-eilenden Heiligsprechung widersetzt.

Karin Keller-Sutter ist ein Phänomen der Unangreifbarkeit. In keinem anderen Land wäre so eine Politikerin möglich. In keiner anderen Partei als der FDP wäre so eine Magistratin denkbar. Sie wird gestützt und getragen vom weitläufigen freisinnigen Netz, von den Teppichetagen, den Managern, den Verbänden.

Sie ist eine Lichtgestalt. Eine Frau, die sich immer ins richtige Licht rückt. Sie offenbart keine Kanten, keine Ecken, sie verhält sich vorbildlich, stets zuvorkommend, sie wirkt verbindlich, womöglich ohne es zu sein. Sie war schon die beste Bundesrätin, lange bevor sie überhaupt in den Bundesrat gewählt worden ist.

Sie kommt mit allen gut aus. Es gibt keine Gegner, geschweige denn Feinde. Sie galt, vor Urzeiten, als «rechte Hardlinerin», weil sie für ein konsequentes Asylrecht stand. Inzwischen redet sie nicht mehr davon. Ihr Image hat sie, mittlerweile auch ein Liebling der Linken, glattgebügelt, korrigiert. Das Thema Ausländer ist ihr zu heiss geworden. Es könnte unnötige Hindernisse produzieren auf dem steilen Weg nach oben.

Das Bundeshaus ist ein empfindlicher Resonanzkasten. Das Bundeshaus vergisst nicht. Kleinste Verletzungen, längst vernarbte Irritationen brechen bei Bundesratswahlen auf, stoppen manchen Gipfelsturm nur Millimeter vor dem Ziel. Die Karriere von Karin Keller-Sutter ist eine beeindruckende Willensleistung, was die Vermeidung aufstiegsmindernder Irritationen angeht.

Normalerweise besteht Politik darin, konkrete Probleme zu lösen auf der Grundlage berechenbarer Überzeugungen. Das schafft Gegensätze, manchmal Fronten.

Keller-Sutter, die Wendige, die gelernte Dolmetscherin, meistert eine andere Methode. Sie übersetzt, interpretiert, moderiert, massiert, knetet die Argumente und Positionen der anderen, um sich dann als Vermittlerin über die Parteien zu stellen. In den Schützengräben unten sieht man die Makellose nie.

Es gibt Kritiker. Aber die wollen nicht zitiert werden, weil auch sie fasziniert sind von diesem Gesamtkunstwerk der wohltemperierten

Zielstrebigkeit. Sie bewundern das Geschmeidige, die perfekte Erscheinung, das stets fleckenfreie Bild, das die St. Gallerin bietet. Sie ist perfekt, zu perfekt, für manche eine Spur zu distanziert, zu kühl, zu eisig. Eine Politikerin, die sich darauf versteht, sich ihre Umgebung, die Welt, die schmutzige Wirklichkeit vom Leib zu halten.

Karin Keller-Sutter wandelt, sie schwebt über dem politischen Geschehen. Die Perfekte hält sich ausserhalb der Kämpfe, schlägt keine grossen Pflöcke ein, dafür beherrscht sie die Kunst des Obenbleibens, die auch eine Kunst des Wartens, des Geduldigseins, der Selbstkontrolle ist.

Eine Laufbahn wie ihre ist nur möglich, wenn man oben anfängt, im Establishment, im Rotary Club der Schweizer Politik, bei der Freisinnig-Demokratischen Partei, die wie Karin Keller-Sutter eher als hartumrissene Inhalte eine gewisse Selbstverständlichkeit des Regierens repräsentiert.

Politik ist hier nicht Streit um eine Sache, sondern Habitus, Allüre, Stil, ein Auftreten, das auch von der voraussetzungslosen Bejahung durch mächtigere Kreise zehrt.

Rein äusserlich betrachtet, ist Keller-Sutter das weibliche Ebenbild des gefallenen Genfer FDP-Staatsrats Pierre Maudet vor dessen Fall. Maudet war der perfekte Strahlemann, der Geschniegelte, der wie aus dem Ei Gepeelte, hocheloquent, grossartiges Aussehen, ein Charismatiker in eigener Sache, brillanter Bundesratsschauspieler auf den Showbühnen der Politik auch er, in letzter Minute erst verhindert durch die Stimmen der SVP, die Maudets Rivalen Ignazio Cassis nach oben hob.

Bundesratswahlen sind ein Symptom für die Lage des Landes. Der Schweiz geht es vordergründig hervorragend, beneidenswert. Die grossen Konflikte werden verdrängt. An

Geld mangelt es nicht. Die Harmonie an der Oberfläche soll sich im Gremium spiegeln. Deshalb ist es nicht so schlimm, wenn man auch der neuen Bundesrätin Keller-Sutter nachsagt, sie reagiere etwas überempfindlich auf Konflikte und Kritik. In konfliktarmen Zeiten leistet sich die Schweiz eben einen Bundesrat, der die Nicht-Auseinandersetzung zelebriert.



Gipfelsturm: Keller-Sutter.

Je grösser die Bewunderung, desto ungefährlicher die Person: Das ist die alte machtskeptische Formel in der Schweizer Politik. Die ungeteilte Sympathie, die Honigwolke der Zustimmung, auf der Karin Keller-Sutter ihrem neuen Amt entgegenschwebt, wird nur jenen gewährt, von denen keine sichtbaren Risiken ausgehen. Das ist keine Kritik, das ist vernünftig in einem Land, das nicht die Politiker-, sondern die Volkssouveränität hochhält. Man muss es einfach wissen. Karin Keller-Sutter muss es wissen, damit sie keinen Rausch bekommt vom Jubel, der sie seit Monaten umtost.

Bei den Männern darf man von Leichtmatrosen oder Schönwetterkapitänen reden. Bei Frauen würden solche Begriffe als unhöflich empfunden. Darin liegt ein Risiko. Gremien, in denen Frauen die Mehrheit oder fast die Mehrheit haben, wie gegenwärtig der Bundesrat, werden von den Medien gnädiger behandelt. Frauen stehen länger unter Denkmalschutz. Das kann ihnen zum Verhängnis werden. Heiligenverehrung gab es auch bei Elisabeth Kopp, der allerersten Bundesrätin. Nach dem ersten Missgriff liess man die zuvor Gefeierte eiskalt fallen.

Da haben es Männer für einmal leichter. Wer härter kritisiert wird, wer im Dauerfeuer der Medien bestehen muss, bleibt bodenständiger und merkt früher, wenn er einen Fehler macht.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

KLINIK PYRAMIDE



Wie eine Modelleisenbahn: Verkaufshit «Landwirtschafts-Simulator». Seite 36



«Grosse Herausforderung»: Adolf Ogi. Seite 28



Zu Tisch mit Merkel: CDU-Politikerin Kramp-Karrenbauer. Seite 50

Kommentare & Analysen

Alles zu den Bundesratswahlen
Seiten 11, 14, 16

- 5 Editorial
- 12 Europa Maurer kämpft sich frei
- 13 Eilmeldung «Keine Freizügigkeit für kriminelle Ausländer»
- 22 Zeitgeist Ian Anderson
- 24 Mörgeli Blau ist das neue Rot
- 24 Bodenmann
Schweiz in zu kurzen Hosen
- 26 Medien Sonderfall der Skurrilität
- 26 Die Deutschen Saubere Luft

Inland

- 28 Abenteuer Bundesrat
Wie verändert einen das Amt?
- 32 Der grosse Graben Migrationspakt:
Wer ist dafür, wer dagegen?

- 34 Kolchose Solothurn
Finanzausgleichs-Champion
- 35 Debatten
Mama kommt nicht
- 36 Mähdrescher für alle Faszination
«Landwirtschafts-Simulator»
- 38 Optimale Betriebstemperatur
Folgen der Erderwärmung

Ausland

- 40 «Trump ist nicht fähig»
Interview mit dem neuen
Fox-News-Star Tucker Carlson
- 42 Inside Washington
Feuerpause
- 44 Präsident der Epochenwende
Zum Tod von George H. W. Bush
- 46 Kriegsgewinnler
Petro Poroschenko
- 48 Ein Gespenst mit Namen Vox
Spaniens neue Rechtspartei

- 49 Brief aus Peking
- 50 Die Zeit ihres Lebens
CDU-Generalsekretärin
Annegret Kramp-Karrenbauer
- 51 Ich bin ich Nigerias Präsident
Muhammadu Buhari
- 77 Liebe zum Detail
Edelwinzer Pierre Lurton

Wirtschaft & Wissenschaft

- 18 Nägel mit Köpfen
Wie Hansjörg Wyss Milliardär wurde
- 21 Medizin
Angriff auf die Privaten
- 39 Die Elite verdirbt ihren Nachwuchs
Zum Zustand der HSG
- 52 Vernebelter Blick auf den Süden
Italiens Ökonomie
- 70 Mysterien der Weltgeschichte
Die geheimste Adresse der Welt

THE JOY OF GIVING



BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St.Gallen St.Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | København | London | Paris | bucherer.com



Vor seinem Auftritt in Zürich: Jethro-Tull-Legende Anderson. Seite 22



Kino-Höhepunkt: Spielfilm «Roma». Seite 68



Bücher des Jahres: Lese-Empfehlungen für kalte Tage. Seite 58

Kultur & Gesellschaft: Literatur-Extra

- 56 **Schwarzmalerei aus Jerusalem**
Juval Hararis Zukunftsschau
- 58 **Bücher des Jahres**
Empfehlungen von Prominenten,
Experten und *Weltwoche*-Autoren
- 63 **Schweizer Klassiker**
Walter Matthias Diggelmann
- 64 **Euphorie und Depression**
Alexander Wendt über Drogen
- 66 **Saga der friedlichen Integration**
Kurt Guggenheims Zürich-Roman
- 67 **«Dieser seltsame Mann»**
Freysingers Schlüsselroman
- 67 **Sprache**
Max Wey: Chropfleerete

Rubriken

- 11 **Im Auge**
Sylvester Stallone
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf**
Spongebob-Erfinder
Stephen Hillenburg
- 54 **Ikone der Woche**
Auf Wiedersehen in der Provinz
- 68 **Die Bibel**
Linke und rechte Parteien
- 68 **Kino**
Meisterwerk «Roma»
- 69 **Knorrs Liste**
- 69 **Jazz** Stefan Aeby Trio
- 71 **Fragen Sie Dr. M.**
- 71 **Gewinner der Woche**
Carlo Gavazzi
- 72 **Thiel** Gemeinsinn
- 72 **Namen**
Begeisterung für den Kuhfladen
- 72 **Fast verliebt**
Nett-Advent
- 73 **Unten durch**
Privat versichert
- 74 **Wein** Alpiner Chardonnay
- 74 **Salz & Pfeffer** Olio Wood Fired
Pizzeria, Grand Los Angeles.
- 75 **Auto**
Porsche 911 Carrera S
- 78 **Darf man das?/Leserbriefe**

BE RARE!

WITH H. MOSER



Ref: 1341-0207



H. Moser & Cie.
VERY RARE

H. Moser & Cie. is an independent and family-run Swiss watch manufacturer producing high end watches featuring 100% in-house mechanical calibres.

www.h-moser.com

18
81
meister
ZÜRICH

Bahnhofstrasse 33, CH-8001 Zürich

Was ist Ihnen heute besonders wichtig?

Unabhängig davon, wer wir sind und wo wir leben, liegen uns dieselben Dinge am Herzen: Wir wollen sicher sein, dass unsere Familien genug zu essen, zu trinken und ein warmes Zuhause haben.

Für Millionen von Menschen, die in kriegsbetroffenen Ländern leben, ist genau das eine tägliche Herausforderung.

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) setzt sich dafür ein, das Leben und die Würde dieser Menschen zu schützen und ihnen Hilfe zu leisten.

Unterstützen Sie uns dabei.



Uns ist es wichtig, Menschen Hoffnung zu geben, die von bewaffneten Konflikten und Gewalt betroffen sind.

Mit Ihrer Hilfe ist das möglich.



Mit 50 CHF

ermöglichen Sie einem Menschen eine Schulung inkl. Material, um sich ein eigenes Einkommen zu sichern.



Mit 100 CHF

sichern Sie einer bedürftigen Familie zwei Monate lang genügend Nahrungsmittel.



Mit 150 CHF

finanzieren Sie einer Person mit Behinderung eine Physiotherapie für fünf Monate.

Herzlichen Dank!



Machen Sie eine Spende heute zu Ihrer Priorität!

www.ikrk.org/heute



IKRK

Mehr Draufgängertum, bitte!

Von Katharina Fontana — Die Schweizer Landesregierung bekommt zwei neue Bundesrätinnen. Das ist gut so. Doch hoffentlich wird die Politik nicht so brav wie im Wahlkampf beschworen.



Tagein, tagaus Kompromisse suchen? Neugewählte Bundesrätinnen Amherd (l.), Keller-Sutter.

Spannend waren sie wirklich nicht, diese Bundesratswahlen, die am vergangenen Mittwoch über die Bühne gegangen sind. Es gab keine Ränkespiele, keine wilden Kandidaturen, keine Angriffe von neidischen Hinterbänkclern, die den Glücklichen, die so nah vor dem vermeintlichen Paradies stehen, noch einen Strich durch die Rechnung gemacht hätten. Es kam, wie man allgemein vermutet hatte: Die strahlenden Gewinnerinnen sind Viola Amherd und Karin Keller-Sutter, die als Mitglied Nummer 118 und 119 in die Landesregierung einziehen werden. Der Walliser CVP-Frau Amherd genügte überraschenderweise ein einziger Wahlgang, um ihre Konkurrentin Heidi Z'graggen aus dem Rennen zu werfen. Auch die St. Galler Freisinnige Keller-Sutter, Favoritin der ersten Stunde, wurde von der Vereinigten Bundesversammlung auf Anhieb gekürt. Und da war noch einer, Hans Wicki, der als FDP-Alibikandidat das Fähnchen der männlichen Mehrheit im Parlament hochhielt, aber nur wenig Solidarität von seinen Geschlechtsgenossen erfuhr. Warum er sich das antat, leuchtete wohl niemandem so richtig ein.

Ganz normale Frauenwahl

Auch parteipolitisch ist alles in Minne, die neu-alte Zauberformel mit zwei Sitzen für die

FDP, die SP und die SVP und einem Sitz für die CVP blieb unangefochten – und dürfte noch einige Zeit weiterbestehen, auch wenn die Grünen und anverwandte Kreise schon jetzt vernehmlich scharren und der CVP noch so gerne ihren Sitz wegnehmen würden. Einzig das Frauenthema, das gab zu Beginn des Wahlkampfes noch etwas her und sorgte für eine gewisse Aufregung. Es brauche nun unbedingt zwei Bundesrätinnen, hiess es von Frauenorganisationen, alles andere wäre eine Machtdemonstration des Patriarchats. Jene CVP- und FDP-Männer, die das nicht unbedingt so sahen und sich selber eigentlich für die Idealkandidaten hielten, blieben still. Und dürften sich später gratuliert haben, als sie miterlebten, wie es etwa dem unglücklichen Zuger CVP-Aspiranten Peter Hegglin erging, den es nach ein paar Runden hochkant vom Kandidatenkarussell spickte. Und da sich offiziell bald alle gegenseitig mit ihren Bekenntnissen für die Anliegen der Gleichstellung überboten, war die Geschlechterfrage dann schnell auch nicht mehr interessant. Darüber kann man eigentlich nur froh sein. Der Wahltag hat gezeigt, dass es heute keine pinken Sit-ins und keine Trillerpfeifen-Demos mehr braucht, damit Frauen in die Landesregierung gewählt werden. Es geht mittlerweile auch ganz normal.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Rocky stirbt



Sylvester Stallone, Boxlegende.

Als die letzten Cowboys ins Abendrot geritten waren, kam Michael Sylvester Gardenzio Stallone und erfand den neuen Archetyp des amerikanischen weissen Mannes: Rocky. Der steigt nun altershalber, mit 72, aus dem Boxring Hollywoods, dabei hatte er bereits zu Beginn der Fabel als todesmutiger Underdog Rocky Balboa schon so ausgesehen wie ein zerknautschter Veteran, mit einer melancholischen, starren Verlierervisage, Folgen einer Zangengeburt im wahren Leben. Seine Mutter war Wahrsagerin, halb Französin, halb ukrainische Jüdin, der Vater Coiffeur, eingewandert aus Apulien. Stallones erste Filmrolle zeigte ihn als jungen Hengst in einem Softporno, die er aus reiner Existenznot annahm, er übernachtete damals im Busbahnhof. Sein Schlüsselerlebnis war 1974 der Fight Muhammad Alis gegen den Chuck Wepner, der dem Champ auf die Füsse trat und ihn zu Fall brachte und doch noch verlor. Darauf schrieb Stallone das Drehbuch zum ersten «Rocky»-Streifen, der drei Oscars einbrachte und Stallone zum boxenden Weltstar machte. Wepner verklagte ihn wegen Ausbeutung seiner Biografie; die Kämpfer einigten sich aussergerichtlich. In den fünf Fortsetzungen, die er mit masochistischem Training und Anabolikaspritzen à discrétion dem Altern abtrotzte, führte Stallone auch Regie. Als Gegenfigur liess er den gefährlichen dunkelhäutigen Apollo Creed auftreten, inspiriert von Muhammad Ali.

Sylvester Stallone, den alle «Sly» nennen, gibt das Doppelleben auf, der Leinwandheld Rocky stakst in den Ruhestand, wie er in einem Instagram-Video aus Anlass der letzten «Rocky»-Premiere am nächtlichen Strand vor einem Lagerfeuer verkündet. Nächstes Jahr ist noch eine Doku geplant: vierzig Jahre Rocky. Der Schauspieler lebt als der stigmatisierte Vietnamkrieg-Heimkehrer Rambo weiter, sein sozusagen drittes Ich als Vorreiter des Action-Kinos. Stallones Vermögen ist auf stattliche 400 Millionen Dollar angewachsen, er war dreimal verheiratet, und die Universität Miami hat dem Bummelstudenten längst einen Bachelor of Arts verliehen. Peter Hartmann

Und es wäre wirklich nett, wenn man das Geschlechterthema nun einmal beiseiteschieben könnte und nicht mehr immer erzählt bekäme, wie unglaublich benachteiligt die Politikerinnen in der Schweiz heute noch seien.

So weit, so gut. Welches Format die neue, in jeder Hinsicht ausgewogene Siebnergruppe haben wird, muss sich nun zeigen. Es ist zu hoffen, dass es im Gremium nicht allzu behaglich wird. Namentlich die neue CVP-Bundesrätin hatte während ihres Wahlkampfes sehr sanfte Töne angeschlagen – so sanft, dass man sich fast fragen muss, ob man es mit einer künftigen Exekutivpolitikerin oder einer Fachperson Sozialarbeit zu tun hat. Amherd scheint sich in erster Linie als Brückenbauerin zu verstehen. Als Konsenspolitikerin, die im besten Interesse des Landes Kompromisse sucht, Wege ebnet und Lösungen zum Durchbruch verhilft. Das tönt natürlich nobel. Doch ist das wirklich die wichtigste Aufgabe eines Bundesratsmitglieds? Soll es tagein, tagaus nach Kompromissen suchen? Wohl kaum. Sonst könnte man auch sieben Roboter ins Bundesratszimmer stellen. Diese könnten dann mathematisch präzise ermitteln, wo genau der perfekte Kompromiss liegen würde und wer bei seinen Forderungen wie viel nachzugeben hätte. Und gäbe es so etwas wie das objektiv beste Interesse des Landes, könnte man die Regierungsarbeit getrost digital steuern und den Bundesrat vermehrt für andere Dinge einsetzen.

Dämpfende Verwaltung

Sicher, wer nur als Einzelkämpfer auftritt, dürfte es im Kollegium schwer haben, bleibt isoliert und damit zwangsläufig erfolglos. Dennoch sind Bundesräte nicht die obersten Verwalter im Land, sondern sollten politische Kämpfer sein und ihre Kollegen herausfordern. Als die beiden Machtmenschen Pascal Couchepin und Christoph Blocher ab 2004 zusammen in der Landesregierung sass, flogen zwar häufig die Fetzen. Doch als Bürgerin und Bürger konnte man sich sicher sein, dass «die da oben in Bern» einander genau auf die Finger schauten und sich nichts schenkten. Die irrlichternde Europapolitik des späteren Aussenministers Didier Burkhalter, um ein Beispiel zu nennen, wäre so kaum möglich gewesen. Wir wünschen uns deshalb mehr Draufgängertum in der Landesregierung, mehr Verwegenheit. Und hoffen, dass sich die Bundesräte und Bundesrätinnen nicht von der Riesenmaschinerie der Bundesverwaltung, in der zahlreiche Beamte schon sehr lange auf ihren Posten sind und die Fäden fest in der Hand halten, verschlucken lassen. Man sollte nicht unterschätzen, wie dämpfend und bremsend die Verwaltung wirken kann. Wie sagte doch früher einmal ein Bundesratsweibel, der schon unter mehreren Chefs gedient hatte: Der Apparat hat noch jeden gefressen.

Maurer kämpft sich frei

Von Florian Schwab — Brüssel will die Schweizer Börse in Bedrängnis bringen. Das Finanzdepartement vereitelt dies mit einer ausgefuchsten Gegenstrategie. Die Erpressung der EU läuft ins Leere.

Es ist nicht bekannt, ob Finanzminister Ueli Maurer (SVP) Unterweisung in asiatischer Kampfkunst bekommt. Aber was sein Finanzdepartement als Reaktion auf die Druckversuche der EU in Sachen Börsenäquivalenz eronnen hat, folgt mustergültig einem verbreiteten Erfolgsgeheimnis dieser Sportarten: die Angriffsenergie des Gegners so umzuleiten, dass sie sich gegen diesen selber wendet.

Worum geht es? Seit einem Jahr weigert sich die Europäische Union, die Gleichwertigkeit (Äquivalenz) der Schweizer Börsenregulierung unbefristet anzuerkennen. Damit will Brüssel laut eigenen Angaben das Einlenken der Schweiz beim Rahmenabkommen erzwingen: Wenn Bern hier die Vorstellungen Brüssels nicht akzeptiert, dann droht die EU, den Schweizer Finanzplatz zu schädigen.

Im Finanzdepartement spricht man von Erpressung. Schliesslich ist auch unter Kapitalmarktexperten in der EU völlig unbestritten, dass die Schweizer Börsenregulierung den Standards der EU vollauf genügt. Der Entscheid zur Anerkennung der Gleichwertigkeit, wie ihn die EU bei Ländern wie den USA und Singapur anstandslos vollzogen hat, wäre eine reine Formsache. Aber im Fall der Schweiz weigert sich die EU-Kommission, die Äquivalenz auch ab 2019 zu bestätigen. Sie will damit erreichen, dass europäische Banken und andere Wertpapierhändler keine Aktien mehr an Schweizer Börsen handeln dürfen. Rund die Hälfte des Handelsvolumens an der Schweizer Börse wäre gefährdet.

Elegantes Ausweichmanöver

Womit wir bei Maurers Coup wären: Am 21. Dezember des letzten Jahres beauftragte ihn der Bundesrat, Vorschläge zu unterbreiten, wie man die Auswirkungen einer allfälligen Aggression seitens der EU abfedern könnte. Der Landesregierung schwebte zunächst etwas hilflos die Abschaffung der Stempelsteuer vor, welche den Schweizer Finanzplatz attraktiver machen sollte. Doch das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) zauberte dann eine für Berner Verhältnisse geradezu raffinierte Lösung aus dem Hut, auf die sich der Bundesrat am 8. Juni einigte: Sollte die EU nicht bis Ende November die Börsenäquivalenz anerkennen, würde der Schweizer Bundesrat mit einer notrechtlichen Verordnung europäische Börsen und Handelsplätze vom Handel mit Aktien von Schweizer Firmen ausschliessen.

Was auf den ersten Blick aussieht wie «Auge um Auge, Zahn um Zahn», ist in Tat und Wahrheit kein Gegenschlag, sondern ein höchst elegantes Ausweichmanöver, das den Angriff der EU auf sie selber zurückfallen lässt.

Aufgrund einer kaum beachteten Spezialbestimmung in der EU-Börsenregulierung braucht es nur dann eine Anerkennung der Gleichwertigkeit, wenn ein europäischer Wertpapierhändler in der Schweiz Aktien handeln will, die ebenfalls in der EU gehandelt werden. Wird eine Schweizer Aktie nicht in der EU gehandelt, dann entfällt dieses Erfordernis. In dem Fall dürfen Banken und andere Händler aus der EU die Aktien auch an ausländischen Börsen wie einer schweizerischen handeln – unabhängig von der Anerkennung der Gleichwertigkeit. Indem die Schweiz europäischen Börsen den Handel mit Schweizer Aktien verböte, würde die Drohung der EU also gegenstandslos. Der bisher auch an europäischen Börsen stattfindende Handel mit Schweizer Aktien würde sich damit fast vollständig in die Schweiz verlagern.

Alles spricht dafür, dass die EU-Kommission sich mit ihrem erpresserischen Verhalten keinen Gefallen getan hat. Letzte Woche hat der Ständerat beschlossen, dass die zweite Kohäsionsmilliarde nur dann ausgezahlt wird, wenn die EU auf diskriminierende Aktionen wie jene bei der Börsenäquivalenz verzichtet. Und der Bundesrat hat sich mit seiner Kampfkunsteinlage die Freiheit erkämpft, diese Woche ohne börsentechnische Drohkulisse über das Rahmenabkommen zu befinden.



Coup: Finanzminister Maurer.

«Keine Freizügigkeit für kriminelle Ausländer»

Von Katharina Fontana — Die Schweiz darf Gewalttäter, die aus der EU stammen, des Landes verweisen. Das sagt das Bundesgericht im ersten grossen Ausschaffungsurteil. Und dürfte damit für Erleichterung sorgen.



Schwieriges Terrain: der vorbestrafte Clemens S.

Clemens S. hat es in der Schweiz zu unrühmlicher Bekanntheit gebracht. Der 28-Jährige aus dem deutschen Chemnitz, ein vorbestrafter arbeitsloser Schläger, galt vor einem Jahr als Paradebeispiel dafür, wie Volksentscheide mit Füßen getreten werden – genauer gesagt, die Ausschaffungsinitiative, die 2010 angenommen worden war. Der junge Deutsche hatte Anfang 2017 zusammen mit einem andern einen Mann angegriffen und hätte gemäss dem neuen verschärften Ausschaffungsrecht obligatorisch des Landes verwiesen werden müssen. Das Zürcher Obergericht sprach sich im Herbst 2017 allerdings gegen die Ausschaffung des Mannes aus: Clemens S. sei als EU-Bürger durch das Abkommen über die Personenfreizügigkeit (FZA) geschützt; dieses gehe der Schweizer Ausschaffungsstrafnorm vor. Das Zürcher Urteil sorgte für grosses Aufsehen und für viel Empörung. Selbst Politiker links der Mitte äusserten Unverständnis und kritisierten, dass eine solche Rechtsprechung die versprochene «pfefferscharfe» Umsetzung der Ausschaffungsinitiative zur Makulatur werden lasse.

Beschämte Oberrichter

Nun darf man aufatmen. Und zwar kräftig. Denn das Bundesgericht sieht die Sache anders als das Zürcher Obergericht. Es gibt der Staatsanwaltschaft, die den Fall nach Lausanne wei-

tergezogen hatte, recht: Gegen den jungen Mann, der heute wieder in Deutschland wohnt, darf eine Landesverweisung ausgesprochen werden. Die Begründung ist einfach: Clemens S. habe vor der Tat seit mehreren Jahren nicht mehr offiziell in der Schweiz gewohnt, also über kein Aufenthaltsrecht verfügt, deshalb komme das FZA vorliegend gar nicht zum Zug, hält die Strafrechtliche Abteilung in Lausanne fest. Und beschämt damit ein bisschen die Zürcher Oberrichter, die offenkundig derart auf das FZA konzentriert waren, dass sie die naheliegende Begründung des fehlenden Aufenthaltsrechts nicht gesehen hatten.

Zusammen mit dem Urteil zu Clemens S. hat das Bundesgericht einen zweiten Ausschaffungsentscheid publiziert, der ungleich wichtiger ist, weil er zum eigentlichen Knackpunkt vorstösst. Sprich: zur Frage, wie man Ausschaffungsstrafnorm und Personenfreizügigkeit unter einen Hut bringt. Dass sich hier tatsächlich gewisse Probleme auftun können, da das FZA für die Ausschaffung von EU-Bürgern höhere Hürden statuiert als die neue Schweizer Strafbestimmung, war den eidgenössischen Räten durchaus bewusst. Und dass sie die Justiz damit in eine heikle Lage bringen ebenfalls. Nun schlägt das Bundesgericht erste Pflöcke ein, wie die unteren Instanzen in solchen Situationen vorgehen müssen.

Konkret ging es um einen schwedisch-serbischen Doppelbürger, der seit zehn Jahren in der Schweiz wohnt. Der 25-Jährige hatte, als er auf der Strasse um Geld bettelte, mehreren Frauen Fausthiebe versetzt und bei weiteren Gelegenheiten Personen verletzt und bedroht. Als EU-Bürger unterstehe er dem FZA und man dürfe ihn nicht des Landes verweisen, machte der Schläger in Lausanne geltend. Mit dieser Argumentation ist das Bundesgericht nicht einverstanden. «Mit dem FZA vereinbarte die Schweiz – pointiert formuliert – keine Freizügigkeit für kriminelle Ausländer», schreibt es und macht damit eine, gemessen an den bundesgerichtlichen Massstäben, aussergewöhnlich klare Aussage.

Schärfere Ausschaffungspraxis

Die fünf Strafrichter verzichteten darauf, sich abstrakt darüber auszulassen, ob das FZA oder die Ausschaffungsstrafnorm im Konfliktfall vorgehe. Sie halten zwar fest, dass die Schweiz das internationale Abkommen zu beachten habe. Gleichzeitig zeigen sie aber auf, dass das FZA den Gerichten einigen Spielraum belässt, um unerwünschte EU-Bürger des Landes zu verweisen und – wie dies Volk und Parlament beschlossen haben – künftig eine schärfere Ausschaffungspraxis anzuwenden. So dürfen kriminelle EU-Ausländer nicht nur bei schwerwiegenden, mehrfach verübten Delikten ausgeschafft werden. Vielmehr genügt bereits ein geringes Risiko, dass der Täter rückfällig werden und Dritte an Leib und Leben gefährden könnte. Beim schwedisch-serbischen Frauenschläger ist dies der Fall, deshalb muss er die Schweiz verlassen.

Das Lausanner Urteil dürfte weitherum für Erleichterung sorgen. Es manövriert auf schwierigem Terrain geschickt zwischen dem FZA und der Ausschaffungsstrafnorm hindurch und macht klar, dass die Schweiz Straftäter aus der EU zwar nicht auf die Schnelle pauschal ausschaffen darf, wie sich das manche vielleicht wünschen würden, sie ihnen gegenüber aber auch nicht machtlos dasteht. Gewalttäter wird man regelmässig in ihr EU-Heimatland zurückschicken können. Wie mit jenen Delinquenten umzugehen ist, die keine Schläger sind, sondern beispielsweise Einbrüche begangen oder bei den Sozialleistungen betrogen haben, diese Frage wird das Bundesgericht in weiteren Fällen klären müssen. Der Strafrechtlichen Abteilung dürfte es mit ihrem wohltemperierten Urteil auch darum gegangen sein, die Wogen zu glätten, die eine andere Lausanner Kammer mit zwei umstrittenen, allzu völkerrechtsfreundlichen Entscheiden bewusst hatte hochgehen lassen. Ihr Ausschaffungsurteil dürfte all jene zufriedenstellen, die vom höchsten Gericht nicht politischen Aktivismus erwarten, sondern eine klare und zurückhaltende Rechtsprechung. ○

Fadengerade an die Spitze

Von *Gottlieb F. Höpli* — Mitte der 1990er Jahre fragte ich Karin Keller-Sutter, ob sie sich nicht der nationalen Politik zuwenden wolle. Die junge Frau mit dem Kurzhaarschnitt hatte den diskreten Hinweis nicht nötig. Anatomie einer erstaunlichen Karriere.



Im richtigen Moment das richtige Argument: FDP-Politikerin Keller-Sutter, 1992.

Als die junge Karin Keller-Sutter, 1997 war's, nach nur einer Amtszeit zur Präsidentin des Wiler Gemeinderats gewählt wurde, schenken ihr einige Ratskollegen eine Leiter «für den weiteren politischen Aufstieg». Da stand die 34-jährige politische Schnellstarterin mit der Kurzhaarfrisur und den dunkel blitzenden Augen schon nicht mehr auf der untersten Sprosse der Karriereleiter: Seit 1995 sass die Wirtstochter mit Vorliebe für Punk-Musik bereits im Vorstand des einflussreichen St. Galler Gewerbeverbands und ein Jahr später für die FDP im Kantonsrat. Und das war erst der Anfang einer erstaunlichen Karriere. Wie kam es dazu?

Kurz nach meinem journalistischen Wechsel von der NZZ an die Spitze des *St. Galler Tagblatts* sass ich an einer Toggenburger Tagung der St. Galler FDP neben einer mir bis anhin unbekannt jungen Frau, die mich durch ihre glasklare, geschliffen formulierte und stets

auf den Punkt zielende Argumentation beeindruckte. Persönlichkeiten wie diese, weibliche gar, waren in der in die Defensive geratenen Partei rar. Einer Partei, die mit Wählerverlusten, der neuen Konkurrentin SVP und selbstgemachten Problemen wie dem Fall des wirt antisemitischen Arztes Walter Fischbacher kämpfte. Den schloss die Partei erst aus, nachdem der Schaden durch das Zürcher Mediengetöse schon angerichtet war. Hinter wenigen Alphetieren wie den Ständeräten Paul Bürgi und Ernst Rüesch herrschte in der stramm rechtsfreisinnigen Partei Profil- und Ratlosigkeit. Auf dem Land schwenkten die Bauern zur neu gegründeten SVP über; in Stadt und Agglomeration begehrten Umweltliberale gegen den konservativen Kurs der Partei auf. Da fiel eine junge, unverbrauchte Kraft – erst noch aus dem erzkatholischen Wil stammend – rasch einmal positiv auf. Mit dem Blick auf die

wenig berauschende St. Galler Deputation in den eidgenössischen Räten fragte ich sie, ob sie sich denn nicht vorstellen könnte, sich vermehrt der schweizerischen Politik zuzuwenden. Eine diskrete Aufforderung, welche die junge Frau nicht nötig hatte, wie sich herausstellen sollte.

Diese fokussierte Sachlichkeit, die sie auch rhetorisch fadengerade kommunizierte, war wohl einer der Hauptgründe, weshalb die junge Wiler Politikerin in allen Wahlen Resultate erzielte, mit denen sie gestandene Politiker hinter sich liess. Dass ihre stets auf den Kern der Sache zielende Argumentation, die nie auf den Mann (oder die Frau) spielt, manchmal spröde wirkt, scheint ihre Wähler nicht zu stören. Weniger jedenfalls, als es politische Extravaganzen täten, die in diesem alemannischen Landesteil nicht gut ankommen. Viel wichtiger ist es hier, keine Fehler, keinen Fehltritt zu

begehen. Der St. Galler sei eben als Staatsbürger «beinahe langweilig fehlerfrei», bemerkte der Ständerat Ernst Rüesch einst dazu. Undenkbar, dass Exekutivpolitiker sich hier Spesenexzesse zuschulden kommen liessen wie ihre Antipoden am anderen Ende des Landes.

Wirten und Politisieren

Das alles trifft auch auf das Herkommen von KKS zu, wie sie inzwischen landesweit genannt wird. «Wenn man den Stammbaum der Sutters unter die Lupe nimmt, dann ziehen sich zwei Begriffe wie ein roter Faden durch die Generationen: das Wirten und das Politisieren», sagt Arthur Locher, der Chronist ihrer Heimatgemeinde Jonschwil am unteren Ende des Toggenburgs. Die Grosseltern wirteten in Jonschwil, die Eltern im Restaurant «Ilge» in Wil, wo Karin Sutter aufwuchs. Sie lernte dort nicht nur, sich gegen drei ältere Brüder durchzusetzen, sondern bekam in der Wirtsstube auch täglich mit, wie politische Meinungsbildung funktioniert. Das Milieu: katholisch-konservativ; politisch ist Wil fest in der Hand der CVP, der auch der Vater nahesteht.

Und doch gibt es in den Genen der Wirtfamilie noch einen anderen, weltoffenen Zug: Der Urgrossvater Franz Martin Sutter bereiste die halbe damalige Welt, berichtet in einer 32-seitigen

In den Genen der Wirtfamilie Sutter gibt es noch einen anderen, weltoffenen Zug.

Schrift über London, über Glasgow, die Sahara. Auch die junge Karin Sutter zieht es früh hinaus; sie geht mit fünfzehn nach Neuenburg, wo man das beste Französisch der Schweiz spricht, bildet sich nach der Matur in Zürich zur Übersetzerin und Dolmetscherin aus, verbringt ein Semester der Politologie in Montreal und London und hängt später ein Nachdiplomstudium in Pädagogik an der Uni Freiburg an. Sie arbeitet erst als Konferenzdolmetscherin, dann als Berufsschullehrerin.

Zurück im heimischen Wil, wo sie heute noch wohnt (mit ihrem Mann Morten, Rechtsmediziner, heute Leiter des Gesundheitsamts der Stadt Zürich), erkennt sie, dass die konservative Weltanschauungspartei CVP ihrem Freiheitsdrang nicht entspricht: Ihr Kompass ist stärker auf persönliche Freiheit, die Werte der Aufklärung, des Liberalismus gerichtet. 1987 tritt sie in die FDP ein – auch dies ein Schritt, der im erzkatholischen Wil von erheblichem Eigensinn zeugt.

Karin Keller-Sutter hausiert nicht mit ihrem liberalen Credo. Aber sie versteckt es auch nicht. Nur gelegentlich lässt sie durchblicken, dass sie Friedrich August von Hayeks «Verfassung der Freiheit» und Adam Smith gelesen hat. In einem Interview fasste sie ihre Position einmal in drei knappen Merksätzen zusammen: «1. Er-

wirtschaften vor Verteilen. 2. Freiheit vor Gleichheit. 3. Privat vor Staat.» Im nächsten Karriereschritt, im St. Galler Regierungsrat, lernt sie dann hautnah, dass Politik nicht nur aus abstrakten Positionen, sondern oft im Aushandeln von Kompromissen besteht. Aber auch hier setzt sich die 37-jährige gegen langjährige, nicht nur politische Schwergewichte wie Peter Schönenberger oder Hans Ulrich Stöckli durch.

«Blocher im Jupe»

Mehr noch: Sie lancierte als Justiz- und Polizeidirektorin – ein Ressort, das sie eigentlich faute de mieux übernahm – Themen, die sie rasch «Arena»-tauglich und damit landesweit bekannt machten. Es ist ihre unnachgiebige Haltung in der Durchsetzung der Asylpolitik, und vielleicht mehr noch gegenüber dem Treiben der Fussball-Hooligans, die ihr schweizweit den Ruf als Hardlinerin, als «Blocher im Jupe» eintrugen. Dass sie sich auch gegen häusliche Gewalt engagierte, ging im Medienlärm um Hooligans und ausgeschaffte Asylbewerber unter. Zu ihrem Eigensinn, im Gesetz festgelegte Normen auch gegen Widerstand durchzusetzen, gesellte sich die kompromisslose Haltung des Ersten St. Galler Staatsanwalts Thomas Hansjakob in der Gewaltbekämpfung. Ironie der Geschichte: Vieles an ihrer von links so scharf kritisierten, angeblich «unmenschlichen» Haltung trägt die Handschrift des SP-Mitglieds Hansjakob. Ein Umstand, der ihr wohl die wenigen entscheidenden Stimmen kostete, mit denen sie bereits 2010 Bundesrätin geworden wäre.

«Was wäre, wenn ...»: Das ist keine KKS-Perspektive. Sie hat in ihrem Privatleben erfahren, dass das Leben oft anders verläuft, als man es sich wünscht. Bei den Kindern zum Beispiel, die ihr nach zwei Fehlgeburten verwehrt blieben. Dafür ging nach acht Jahren Regierungstätigkeit eine andere Tür in der Politik auf. 2011 wurde sie vom St. Galler Volk im ersten Wahlgang glanzvoll in den Ständerat gewählt. Und liess dabei die Schwergewichte Paul Rechsteiner (bisher) und Toni Brunner hinter sich.

In der Kleinen Kammer wandte sie sich jenen Themen zu, die sie eigentlich schon immer gereizt hatten. Sie wurde Mitglied der einflussreichen Kommissionen für Wirtschaft und Abgaben sowie für soziale Sicherheit und Gesundheit. Rasch arbeitete sie sich in die umkämpften Themen wie Unternehmenssteuerreform oder Altersvorsorge ein. Dabei kommt ihr zugute, was ein langjähriger Parteikollege so beschreibt: «Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der sich in so kurzer Zeit in eine fremde Materie einarbeiten und dann sogleich die richtigen Fragen stellen kann.» Dazu gehört auch, was man bei KKS immer wieder auch bei TV-Diskussionen beobachten kann: Sie kann zuhören und fällt dem Gegenüber nicht ins Wort. Weil sie die Sicherheit besitzt, sich im richtigen Moment mit dem richtigen Argument verständlich zu machen. Sie bleibt immer cool.

Hinzu kommt ihre Fähigkeit, politische Fettnäpfchen von weitem zu erkennen, wie uns ein anderer politischer Weggefährte berichtet. Sie fährt nicht mit der politischen Dampfwalze vor, sondern vertraut auf ihr taktisches Gespür – und auf ihre exzellenten Kontakte, die sie inzwischen in Bern und in der Wirtschaft hat. Das qualifiziert sie zur politischen Brückenbauerin. Zudem ist sie neben Magdalena Martullo-Blocher die einzige Frau im Parlament, die dem Verwaltungsrat einer börsenkotierten Unternehmung angehört (der Bâloise Group). Und sie sitzt im Vorstandsausschuss des Schweizerischen Arbeitgeberverbands und im Vorstand des Detailhandelsverbands Swiss Retail Federation. Dass sie auch in solchen Funktionen keine Quotenfrau ist, zeigte sich bei ihrem Gastspiel im NZZ-Verwaltungsrat, aus dem sie nach vier Jahren ausschied, weil sie mit der Einebnung der schweizerischen Regionalzeitungslandschaft in der Ost- und Zentralschweiz nicht einverstanden war.

Die einzige Kritik, die man in den letzten Wochen in Sachen KKS zu hören bekam, könnte man ja auch als Kompliment verstehen: Sie sei fast zu perfekt, zu brillant, stelle andere sprachlich und rhetorisch in den Schatten. Solche Überflieger sind hierzulande nicht so gern gesehen, wirken rasch distanziert, unnahbar, emotionslos. Und tatsächlich hat sie noch kaum ein Rats- oder Arbeitskollege je laut werden gehört. Doch privat, so sagt einer, der sie näher kennt, sei die neue Bundesrätin gesellig und herzlich. «Ich würde sie sogar ans Oktoberfest mitnehmen», meint er.

Gottlieb F. Höpli war von 1994 bis 2009 Chefredaktor des St. Galler Tagblatts, zuvor arbeitete er im Inlandressort der NZZ. Er ist ein intimer Kenner der St. Galler und der Berner Politik.

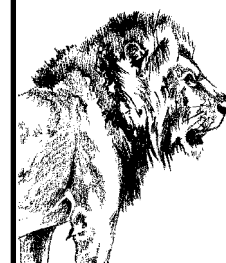
Südafrika: Safariclass

Rücksichtslos und liebenswert

Denn die SAFARIKUR lehrt uns, an der Natur gerade das zu lieben, was uns an der Bürokratie so missfällt.

Pauschalangebote ohne Flug

1 Woche ab Fr. 1300
2 Wochen ab Fr. 1985



MAKUTSI
SAFARIS AG

www.makutsi.ch

041 250 35 02
luzern@makutsi.ch

Personenkontrolle

Johann Schneider-Ammann, Doris Leuthard, Karin Keller-Sutter, Viola Amherd, Anita Fetz, Gerhard Pfister, Petra Gössi, Albert Rösti, Christian Levrat, Hans Wicki, Walter Thurnherr, Isidor Baumann, Louis Ursprung

Am Mittwochmorgen um 10.30 Uhr war die Welt der Frauen im Parlament wieder in Ordnung. Nach einem eher ereignislosen Wahlkampf wählte die Bundesversammlung bei den Ersatzwahlen für **Johann Schneider-Ammann** (FDP) und **Doris Leuthard** (CVP) mit den zwei Favoritinnen **Karin Keller-Sutter** (SG, FDP) und **Viola Amherd** (VS, CVP) erstmals zwei Frauen gleichzeitig in die Landesregierung. **Anita Fetz**, die leidenschaftliche SP-Politikerin aus Basel-Stadt, sagt auf dem Wege zum Balkon des Bundesrates, was alle denken: «Wenigstens waren wir heute schnell fertig.» Das rasche Resultat bei der Wahl von Amherd habe sie doch etwas überrascht. «Wir brauchen Bundesrätinnen, die von der ersten Minute an funktionieren», so Fetz. Das sei mit der heutigen Wahl sichergestellt.

Auffallend war, dass beide Kandidatinnen fast mit gleich vielen Stimmen im ersten Wahlgang durchkamen. **Gerhard Pfister** wurde deshalb gefragt, ob es da eine geheime Absprache mit der FDP gegeben habe. Interessanterweise gab Pfister zu verstehen, man habe im Vorfeld höchstens den Wahlkampf koordiniert, was auch immer damit gemeint sein kann. Pfister holte weniger Stimmen, als man hätte erwarten dürfen. «Ich habe wiederholt gesagt, dass ich nicht zur Verfügung stehe», sagt der etwas müde wirkende CVP-Chef.

FDP-Präsidentin **Petra Gössi**, am Wahltag mit buntem Schal und Lederjacke unterwegs, macht da einen etwas muntereren Eindruck. «Qualität hat sich durchgesetzt», sagt sie zur Wahl der beiden Favoritinnen. Der heutige Tag sei ein historisches Ereignis und ein starkes Signal für die Frauen in der Schweiz. Die schnelle Wahl sei für sie nicht überraschend gewesen, das habe sich seit einigen Tagen abgezeichnet. Dann eilt sie zum nächsten Mikrofon.

Albert Rösti, der SVP-Chef, betont, dass seine Partei zur Konkordanz stehe. Sie habe das mit ihrer Erklärung, dass sie Kandidaten des offi-



Beste Rede seiner Bundesratskarriere: Johann Schneider-Ammann nach seiner Abschiedsrede.



«Qualität hat sich durchgesetzt»: FDP-Chefin Gössi.

ziellen Tickets wählen werde und keine Spielchen mache, klar zum Ausdruck gebracht. Und dann schießt Rösti noch einen Giftpfeil gegen SP-Präsident **Christian Levrat** ab: Es sei schon bemerkenswert, dass die SP sich nicht dazu durchringen konnte, eine Empfehlung für die Bundesrats-Ersatzwahlen abzugeben.

Der Nidwaldner Ständerat **Hans Wicki**, gescheiterter Kandidat der FDP, hat trotz Niederlage sein Sekundärziel erreicht. Bevor er seine Bundesratskandidatur bekanntgab, wusste kaum jemand, dass es einen Ständerat



Etwas müde: CVP-Chef Pfister.



Keine Spielchen: SVP-Chef Rösti.

namens **Hans Wicki** gibt. «Jetzt wissen alle, wer ich bin und wofür ich stehe», sagt er nach der Wahl. Er freue sich noch auf viele Jahre im Ständerat. Ein Schelm, wer denkt, dass Wicki mit seiner aussichtslosen Kandidatur auch auf mögliche lukrative Mandate aus der Wirtschaft schiele.

Bevor man zur Wahl der neuen Bundesrätinnen und Bundesräte schritt, hielten Leuthard und Schneider-Ammann ihre Abschiedsreden. Leuthard deckelte dabei in gewohnter Manier wieder alle ein bisschen ab. Schneider-Ammann dagegen hielt die beste Rede seiner

Bundesratskarriere, wie die Raucherfraktion auf dem Bundeshaus-Balkönchen meinte. Tatsächlich überzeugte der Wirtschaftsminister, dem öffentliche Auftritte eigentlich ein Graus sind, mit Witz, Charme und Tiefgang. Als beflügele ihn die Leichtigkeit des neuen Lebens ohne Amtsbürden schon jetzt.

Traditionellerweise geben neue Bundesräte bei Tele Züri nach der Wahl längere Interviews. Aber offenbar hat die Bundeskanzlei den Kandidaten schon im Vorfeld davon abgeraten. Tele Züri und andere Sender erhielten denn auch eine Absage. «Ist das der neue Stil der Frauen im Bundesrat?», fragt man sich in der Wandelhalle.

Gerade nach dieser schnellen Wahl ist die sogenannte Nacht der langen Messer im Hotel «Bellevue» zu einem belanglosen Ereignis verkommen. Ein paar ganz Verwegene hatten mit dem einen oder anderen Manöver zugunsten von CVP-Chef Gerhard Pfister oder Bundeskanzler Walter Thurnherr gerechnet. Aber es gab keine geheimen Absprachen, keine Hinterzimmer-Treffen. Der Urner Ständerat **Isidor Baumann** versuchte sogar noch am späten Abend, die eine oder andere Stimme für Heidi Z'graggen zu holen. «Wenn alle für sie stimmen, die das versprochen haben, haben wir am Ende mehr Stimmen als Parlamentarier im Saal», witzelte er.

Für den Briger Stadtpräsidenten **Louis Ursprung** wird es nun besonders bitter. Der grosse Rivale Amherds in Brig muss nun für die neue Bundesrätin den Empfang organisieren und wohl auch eine Lobesrede halten. In der Wandelhalle gab es unter der Walliser Deputation nicht wenige, die sich dabei heimlich ins Fäustchen lachten.

Hubert Mooser

Nachruf



Quantensprung: Zeichner Hillenburg.

Stephen Hillenburg (1961–2018)—Ähnlich der Smaragdstadt in «Der Zauberer von Oz» ist «Bikini Bottom» pastoralfantastisch, nur liegt es auf dem Meeresboden und ist um einiges schriller. Die geistigen Barrieren zwischen real und unreal sind in den USA, man weiss es, gering. Als der Meeresbiologe Stephen Hillenburg mit der Idee schwanger ging, eine Alternative zu den von Äsop inspirierten humanen Tieren zu schaffen, lässt sich ohne weiteres sagen, dass es überhaupt keine Barrieren mehr gibt, die Fantasie quasi einen Quantensprung vollzog. Held aus dem hillenburgschen aquarischen Kosmos ist ein Schwamm, ein Naturschwamm, aber zugleich auch ein Waschwamm, mit dem Kinder gerne in den Badewannen rumalbern – und folglich wurde «SpongeBob», nach-

dem er 1999 das erste Mal erschien, ziemlich rasch ein Hit. Besonders bei Kindern, die das in den Schwamm animierte Grinsgesicht mit der pudelnassen Stimme sofort ins Herz schlossen.

«Bikini Bottom» war natürlich, wie jede Gemeinde, voll von allen Arten, die über den Meeresboden kriechen und fleuchen, wie etwa der Seestern Patrick, der Tintenfisch Thaddäus etc. SpongeBob arbeitet in einem Fast-Food-Restaurant namens «Krosse Krabbe» («Krusty Krab»). Konkurrent ist der «Abfalleimer» («The Chum Bucket») von Plankton. Es geht – mit einem Wort – zappelhirnmässig auf dem Meeresboden zu. Aber genau das war es eben, was Kindern (und nicht nur denen) besonders gefiel: dass hier alles völlig ausgerastet ist, als würde Popcorn aus der Pfanne springen. Nie aber sind SpongeBob und Co aggressiv oder böse; es herrscht ansteckender Optimismus. Die Serie umfasst 250 Folgen und war so erfolgreich, dass sie in sechzig Sprachen erschien und zwei Spielfilme entstanden (einer in 3-D!). Als er seinen dritten vorbereitete, zog sich Hillenburg zurück. Man hatte an ihm, im Frühjahr 2017, die Nervenkrankheit ALS diagnostiziert.

Sein Studium schloss er in Meeresbodenbergbau ab, unterrichtete an Schulen Meeresbiologie und kam darüber auf die Idee, mit der eher exotischen Meeresflora und -fauna einen fröhlichen Jux zu machen.

Der Zauberer in Oz lehrt dem Löwen, der Vogelscheuche und dem Blechmann, fest an das zu glauben, was sie für wahr halten, dann wird es wahr. Auch mit «SpongeBob» gelang es. *Wolfram Knorr*



Bringt ein
ganzes Dorf
zum Schmelzen.

Milchtechnologe **Jean-Pierre Zenhäusern** von der Augstbordkäserei ist einer von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Käsespezialitäten sind im Volg Turtmann (VS) erhältlich. Eine davon ist der Raclette «Wallis 65» – nach einem alten Rezept aus Rohmilch der Gegend produziert. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



Volg. Im Dorf daheim.
In Turtmann zuhause.



Wie Hansjörg Wyss Milliardär wurde

Von Beat Gygi — Medizinaltechnik-Unternehmer Hansjörg Wyss hat ein grosses Vermögen aufgebaut, mit dem er grosszügig Umverteilung betreibt. Seine Gewinne stammen grösstenteils von Prämien- und Steuerzahlern.

Im Moment geht die 24. Klimakonferenz der Uno über die Bühne. In der polnischen Stadt Kattowitz streiten die nationalen Delegationen einmal mehr darüber, welches Land wie viel Kohlendioxid ausstossen darf und welche Quersubventionen die einen Länder den anderen zusätzlich zahlen sollen. Höchstwahrscheinlich wird bei alldem ein spezieller Schweizer Effort völlig unerwähnt bleiben, nämlich die Ankündigung, dass der in den USA lebende Schweizer Milliardär Hansjörg Wyss eine Milliarde spenden will, um die Erde zu retten. Ende Oktober hat der 83-jährige Wyss in einem Artikel in der *New York Times* angekündigt, er wolle grosse Summen für die Schaffung von Naturschutzgebieten einsetzen. «We Have to Save the Planet. So I'm Donating \$1 Billion», lautete sein Titel.

Was hat das mit der Schweiz zu tun? Einiges. Im Grunde kann die Schweizer Bevölkerung sagen: «Dieses Geld kommt eigentlich auch von uns.» Das Beispiel Wyss zeigt, welche vielfältigen Formen die Umverteilung vom Gesundheitssektor in die Umweltpolitik annehmen kann. Mit dem Verkauf des Medizinaltechnik-Konzerns Synthes an das amerikanische Gesundheitskonglomerat Johnson & Johnson im Sommer 2012 hat Wyss einen Erlös von 21,3 Milliarden Franken Dollar erzielt. Das war seine Art der Nachfolgeregelung. Als Eigentümer mit einer Quote von 48 Prozent kam er selber auf knapp die Hälfte. Sein Vermögen wird von *Forbes* zurzeit auf 5,8 Milliarden Dollar geschätzt.

Dass das Unternehmen Synthes einen derart hohen Wert erreichte, war das Resultat einer einzigartigen und zielgerichteten Geschäftsstrategie in einer Gesundheitslandschaft, die nicht gerade dem schärfsten Wettbewerb ausgesetzt war. Wyss machte Synthes als Produzentin und Lieferantin von Implantaten, Werkzeugen und Instrumenten von der kleinen Firma in rund dreissig Jahren zum Herrscher in einer äusserst starken Marktposition. Im Geschäft mit Medizinalprodukten kamen die Einnahmen grösstenteils vom Staat und den Krankenkassen und damit von Prämienzahlern und Steuerzahlern, die von Spitälern und Ärzten mit Synthes-Produkten behandelt wurden. Oder, wie es ein wenig begeisterter Klinikdirektor aus anderer Sicht sagte: «In unserer Rechnung sehen wir bei den Einkaufspreisen die Spuren von Kostentreibern, die anderswo als Wohltäter auftreten.»

Wie hat Wyss Synthes zur Geldmaschine gemacht? Hinter dem Synthes-Konzern, der vom Käufer am Schluss der Wyss-Ära mit gut 21 Milliarden Dollar bewertet wurde, steht eine eindrucksvolle Pioniergeschichte der Schweizer Medizin und Industrie, die vor sechs Jahrzehnten von null an startete. In den fünfziger Jahren befassten sich Chirurgen, vor allem auch in der Schweiz, zunehmend mit der Frage, wie man Knochenbrüche und Verletzungen durch Operieren heilen könnte. Im November 1958 gründeten die fünf Ärzte Maurice E. Müller, Robert Schneider, Hans Willenegger, Martin Allgöwer und Walter Bandi in Biel die Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthesefragen (AO).

Osteosynthese heisst etwa: operatives Zusammenfügen von Knochen oder Knochenanteilen, so dass sie zusammenwachsen. Ziel und Zweck der nicht gewinnorientierten Stiftung war das Erforschen und Voranbringen neuer Methoden zur Behandlung von Knochenbrüchen und traumatischen Verletzungen: Es soll

Wyss hatte es in der Hand, aus der Energie der Medizinpioniere Geld zu machen.

nicht mehr mit Eingipsen und Fixieren von aussen gearbeitet werden, sondern durch interne Fixierung der Knochenanteile mit Platten, Schrauben, Nägeln et cetera – was eben mit Operieren verbunden ist. Anders formuliert: Da kamen Nägel mit Köpfen zusammen.

Ausdehnung des Einflusses

Es war eine Kombination, ja eine Kooperation von Chirurgie und handfestem mechanischem Befestigen und Reparieren, die zum Entstehen dieser neuen Branche der Medizinaltechnik führte. Die Mediziner suchten Firmen, die ihnen die nötigen Teile bereitstellen konnten, und wurden zunächst bei der Firma Mathys in Bettlach fündig, zwei Jahre später kam die Firma Straumann dazu. 1960 führte die AO in Davos unter der Leitung von Maurice E. Müller – berühmt geworden vor allem als Pionier bei künstlichen Hüftgelenken – und Martin Allgöwer den ersten Kurs für Chirurgen durch; knapp siebzig Ärzte nahmen teil und lernten, mit den neuen Techniken umzugehen. Das war der Anfang einer Organisation, die mit grosser Disziplin und Energie ausgebaut wurde und heute rund 20 000 Ärzte umfasst. Die

Davoser Kurse verursachten international Aufsehen und fanden Zuspruch, und 1963 gab die AO einen Werkzeugkasten mit Platten, Schrauben und Werkzeugen heraus, der es Ärzten ermöglichen sollte, mit der neuen Methode zu arbeiten. Dieses Schweizer Toolkit und die Methoden galten als Spitzentechnologie der damaligen Zeit.

Die AO erlebte ein rasantes Wachstum. Sie führte in Nordamerika, dann Südamerika, Asien und Afrika Kurse durch, sie wurde 1984 formell zur internationalen Organisation mit Allgöwer als erstem Präsidenten. In Davos wurde ein AO-Forschungsinstitut gegründet, in Nordamerika eine Niederlassung eingerichtet, das Spektrum der Forschung, Entwicklung, Anwendungen und Technologien nahm laufend zu. Von Synthes ist in der AO-internen Chronik zwar nicht viel die Rede, aber in Wirklichkeit haben sich AO und Synthes in enger Symbiose entwickelt. Zum einen gab es in der AO-Stiftung die Synthes AG in Chur, die sozusagen als Portefeuille für Lizenzen, Patente und andere Rechte der AO diente. Das, was die Ärzte erforschten und entwickelten, wurde im Prinzip in dieses Gefäss gegeben, das den angedockten Firmen Mathys und Straumann dann gegen Gebühr die Lizenzen zum Produzieren der betreffenden Platten, Schrauben et cetera erteilte.

Grob gesagt: Die Ärzte dachten nach, tüftelten und operierten, die Firmen stellten die verlangten Werkzeuge und Teile her und tüftelten ihrerseits auf ihre Weise – und die Resultate wurden unter der Marke «Synthes» verwertet. Dieses Zusammenwirken entwickelte sich über die Jahrzehnte zu einem marktmächtigen Apparat, vor allem auch dank Hansjörg Wyss, der in den siebziger Jahren über den Arzt Allgöwer in den Kreis der Macher an der Spitze kam. Der 1935 geborene ETH-Bauingenieur und Harvard-Absolvent Wyss hatte vorher unter anderem bei Chrysler und Monsanto gearbeitet und übernahm dann den Auf- und Ausbau des Nordamerika-Geschäfts. Dieses beruhte auf der aus einem Straumann-Teil ausgegliederten Synthes Inc. (nicht die AG in Chur), die auf Basis der Synthes-Lizenzen zu arbeiten begann.

Wyss kaufte sich in die US-Firma ein, deren Geschäft er rasch zu Erfolgen führte, und 1987 übernahm er sie laut Medienberichten für gut 50 Millionen Dollar ganz. Diesen amerikanischen Teil machte der Berner mit der Zeit zu einem Vehikel, mit dem er auf Eroberung ge-



Kreative Unruhe: Ingenieur Wyss.

hen konnte. Damals bot die Medizinaltechnik-Symbiose etwa folgendes Bild: Die international etablierte AO bildete ein riesiges Ärztenetz, das mit den drei Medtech-Firmen Straumann (die dann zu Stratec wurde), Mathys und Synthes Inc. auf spezielle Weise verbunden war. Eine Besonderheit war, dass die Produktion der Teile und Instrumente, welche die AO-Ärzte entwarfen und nachfragten, unter dem Namen «Synthes» lizenziert wurde. Eine weitere Spezialität war, dass bei AO primär diese drei Firmen als Komponentenhersteller zum Zuge kamen, und besonders war auch der Umstand, dass Mathys, Stratec und Syntes Inc. geografisch so aufgestellt waren, dass sie sich nicht ins Gehege kamen.

Dann machte sich Wyss an die Ausdehnung seines Einflusses. 1999 kaufte Synthes die Stratec und war von da an als Synthes-Stratec unterwegs. 2004 übernahm Synthes-Stratec von Mathys den Osteosynthese-Teil, so dass Wyss die ganze medizintechnische Produktion der AO-Synthes-Symbiose unter Kontrolle bekam. Er hielt damit von da an sozusagen den ganzen Strauss der Firmen, die für das AO-Netz entwickelten und produzierten, in der Hand. Mit andern Worten: Er hatte es in der Hand, aus der Energie der Medizinpioniere Geld zu machen.

Gewaltige Preissetzungsmacht

Welche Marktmacht sich da über die Zeit hinweg zusammenballte, zeigen etwa die Untersuchungen des deutschen Bundeskartellamtes aus den Jahren 2004 und 2006. Im Jahr 2004 durchkreuzte nämlich das Amt die Pläne zum Zusammenfügen von Synthes-Stratec und Mathys zunächst: Die Fusion wurde, bezogen auf Deutschland, untersagt, und erst als Wyss wesentliche Teile anderweitig verkauft hatte, wurde das Vorhaben genehmigt. In den anderen Ländern stiess der Deal nicht auf Widerstand, auch in der Schweiz wurde die Wettbewerbsbehörde nicht aktiv. 2006 war es wiederum das deutsche Bundeskartellamt, das Wyss beim Griff nach einem weiteren Teil der AO-Synthes-Symbiose störte. Wyss wollte mit seiner Synthes Inc., die er direkt und über einen Trust zu gut 50 Prozent kontrollierte, für eine Milliarde Dollar die Churer Synthes AG kaufen und gleichzeitig einen Arbeitsvertrag mit der AO genehmigen lassen.

Was hiess das? Die Churer Synthes war nicht ein Produktionsbetrieb, sondern wie erwähnt das Vehikel für Marken, Patente, Lizenzen und andere Schutzrechte, die im AO-Netz erarbeitet wurden und die von den Produktionsfirmen verwertet werden konnten – kurz gesagt: Nicht Metall, sondern geistiges Eigentum lag in diesem Gefäss, und das wollte Wyss gegen Bezahlung zu sich nehmen, um dieses effizienter verwerten zu können. Die deutschen Kartellexperten waren zuerst skeptisch, kamen dann aber zur Ansicht, der Synthes-Kon-

zern sei bereits derart eng mit dem AO-Netzwerk verbunden, dass es eigentlich fast aufs Gleiche herauskomme, ob das Lizenzen-Gefäss nun an der AO oder an der Synthes angehängt sei. Aber den gleichzeitig vorgeschlagenen Zusammenarbeitsvertrag zwischen Synthes und dem AO-Netz lehnten die Wettbewerbshüter ab, da dieser zu einer allzu engen Verbindung zwischen Ärzteseite und Medizinalfirma geführt hätte. Dieser wurde später abgeändert.

Konkret kann man sich die Zusammenarbeit zwischen AO und den zugewandten Medtech-Firmen etwa so vorstellen: Schulungen und Fachtagungen von Ärzten wurden nach Möglichkeit mit Material der AO-Lizenznehmer, also der Marke Synthes, durchgeführt. Forschung und Entwicklung der AO-Experten fanden oft im gegenseitigen Austausch mit Entwicklungsarbeiten in den Produktionsfirmen statt. Das Label «Synthes» wurde als Gütesiegel für die Produkte vergeben, die den Qualitäts- und Zertifizierungsvorgaben der AO entsprachen. Das war unter Ärzten begehrt, zum Teil ein Muss, und öffnete den angeschlossenen Produktionsfirmen die Türen zu Spitälern und Arztpraxen. Mit andern Worten: Der Produktionsapparat Synthes hatte sich einen wesentlichen Teil der Nachfrageseite angeschnallt. Das Bundeskartellamt hatte es so ausgedrückt: «Zudem verfügen Synthes und die AO-Stiftung gemeinsam über eine marktbeherrschende Stellung auf dem vorgelagerten Technologiemarkt für Osteosyntheseprodukte und für die Trauma-behandlungen.»

Was sagt der erwähnte Klinikdirektor dazu? Man kann sich ausmalen, welche gewaltige Preissetzungsmacht ein Medizinaltechnik-Anbieter wie eine Synthes in Hochform gegenüber den Nachfragern unter solchen Umständen hat. 2008 meldete der Preisüberwacher,

dass Schweizer Spitäler beim Kauf von Gelenkprodukten und Prothesen darunter litten, dass Hersteller die Schweiz bedeutend teurer belieferten als Deutschland, Frankreich oder Österreich. Er empfahl Spitälern den Zusammenschluss zu Einkaufsgenossenschaften. Dies kam nur schleppend voran, erst kürzlich hat die Privatklinikgruppe Hirslanden einen solchen Versuch angekündigt.

Das Problem ist heute wie früher, dass in der Schweiz Spitäler und Arztpraxen nicht sehr hohe Anreize haben, aufs Geld zu schauen, wenn sie Platten, Nägel, Schrauben und Im-

Vielfältig sind die Spielarten der Umverteilung durch das Gesundheitswesen.

plantate einkaufen. Zum einen fallen diese Artikel trotz ihrer technischen Raffinesse kostenmässig weniger stark ins Gewicht als Personal oder teure Maschinen für bestimmte Behandlungen. Zum andern braucht es neben den Einzelteilen immer auch Werkzeuge und Infrastruktur, um die Operationen durchzuführen, so dass der Wechsel eines Anbieters teuer werden kann, weil das ganze System auszutauschen ist. Und schliesslich sind im ambulanten Bereich, also bei Eingriffen ohne Übernachtung, die Anreize zum günstigen Einkaufen auch deshalb gering, weil die Einkaufspreise eins zu eins weiterverrechnet werden müssen. Wenn ein Spital einen Rabatt erstreitet, hat es nichts davon, da diese Verbilligung Kassen und Patienten zugutekommt.

Motivation fürs Spenden

Es gibt zahlreiche weitere Hindernisse für alle, die sich um eine günstige Beschaffung bemühen. Wer im Medizinsektor ausländi-

sche Erzeugnisse importieren will, muss die nötigen Zertifizierungen nachweisen, und Packungsbeilagen müssen in drei Sprachen vorliegen, so dass die Produkte meist umzupacken sind und dadurch womöglich teurer werden als Inlandware. Spezielle Regeln gelten sodann für den Strahlenschutz und die Nachverfolgbarkeit der Produkte, die kleineren Firmen die Möglichkeit zum Einkauf im Ausland rasch verbauen können. Und schliesslich gibt es sogar die Kategorie von Produkten, bei denen der Import untersagt ist, etwa Medikamente: Originalprodukte müssen gemäss Regulierung in der Schweiz eingekauft werden. Die Schweizer Pharmaindustrie sieht in relativ hohen Inlandpreisen ein unterstützendes Argument für ihre Preisverhandlungen im Ausland.

Kurz: Vielfältig sind die Spielarten der Umverteilung durch das Gesundheitswesen. Vielleicht schneidet Wyss da gar nicht so schlecht ab, der das amerikanische Steuersystem als Motivation fürs Spenden lobt. Klar, ein Spitalmanager ärgert sich über die Summe, die aus früheren Krankenkassengeldern zur Rettung des Planeten an Umweltbehörden, Ingenieurbüros und NGOs fliesst. Ähnlich verhält es sich je nach Standpunkt mit der Finanzierung von Abstimmungskampagnen: «Milliardär Hansjörg Wyss spendet Geld für die Selbstbestimmungs-Initiative», lautete kürzlich eine Schlagzeile der *Aargauer Zeitung*. «Milliardär Hansjörg Wyss will Kampagne für Bilaterale finanzieren» früher eine andere, und etliche weitere tönen ähnlich. Aber die mehreren hundert Millionen Franken, die er Universitäten und Forschungszentren von Harvard und ETH oder in Genf oder der Kunst (Fondation Beyeler in Basel) zukommen liess, können vielleicht mehr kreative Unruhe erzeugen, als wenn grosse Gesundheitskonzerne einfach satter und noch satter werden. ○



JETZT AM KIOSK!

Angriff auf die Privaten

Von Philipp Gut — Finanzmarktaufsicht und Versicherer machen mobil gegen Privatspitäler. Dabei treffen sie ausgerechnet jene, die den Steuerzahler nicht belasten. Cédric George, Chef der Klinik Pyramide, schlägt Alarm – und macht einen überraschenden Vorschlag.

Das Schreiben der Helsana («News zu Ihren Spitalzusatzversicherungen») klingt harmlos. Halbprivat- und Privatversicherte werden darin informiert, dass die Krankenkasse neue Versicherungsprodukte entwickelt habe. Die bisherigen Angebote entfielen. «An Ihrem ausgezeichneten Versicherungsschutz ändert sich dadurch nichts», beteuert die Helsana. «Wir führen die Produkte mit sämtlichen Leistungen weiter.» Insbesondere die freie Arzt- und Spitalwahl bleibe garantiert.

Es gibt allerdings einen Haken, und der findet sich im Kleingedruckten. Bei einem Wechsel auf das neue Versicherungsprodukt, so heisst es auf einem Beiblatt, «akzeptieren Sie die zusätzlichen Versicherungsbedingungen». Diese könnten auf der Helsana-Homepage heruntergeladen oder beim Kundenservice angefordert werden.

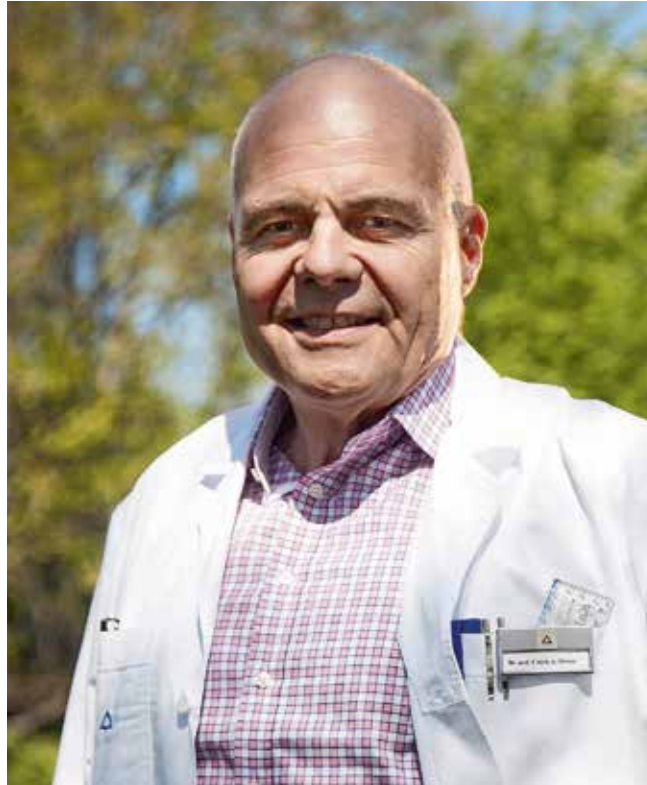
Wer sich diese Mühe macht und quasi mit der Lupe liest, erlebt eine Überraschung. Die freie Arztwahl gelte nämlich nur bei den von Helsana anerkannten Ärzten, steht im Fussnotentext.

Auch die freie Spitalwahl werde eingeschränkt. Die Liste mit den von der Helsana ausgeschlossenen Spitälern finde sich auf der Firmen-Homepage.

Es ist eine Tatsache: Auch andere grosse Versicherer, wie die KPT und die Concordia, gehen ähnlich vor. Betroffen sind so renommierte Häuser wie die Klinik im Park und die Klinik Pyramide am See in Zürich sowie je drei Spitäler in Genf und der Waadt. Dies sind die einzigen drei Schweizer Kantone, in denen es sogenannte Vertragsspitäler gibt. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie keinen Auftrag vom Staat erhalten – und vor allem auch kein Geld vom Steuerzahler. Es handelt sich also um die wirklich privaten Privatkliniken.

Kunden kaufen Katze im Sack

Cédric George, verantwortlicher Arzt und Verwaltungsratsdelegierter der Klinik Pyramide, kritisiert das Vorgehen der Krankenkassen scharf: «De facto versuchen die Versicherer, die privaten Ärzte und Spitäler zu eliminieren», so George. Mit den neuen Produkten kauften die Kunden die Katze im Sack. Denn die Streichliste der Versicherer könne jederzeit erweitert werden. «Es besteht keine wirklich freie Arzt- und Spitalwahl mehr», so George.



«Jeder Patient hat meine Handynummer»: Chirurg George.

Es geht also um weit mehr als um einige kleine Vertragsänderungen einzelner Krankenkassen. Es geht um die Frage, welchen Stellenwert die private Medizin in der Schweiz haben soll – oder eben nicht mehr. Die privaten Leistungserbringer geraten in die Defensive. Die Finanzmarkt-

«De facto versuchen die Versicherer, die privaten Ärzte und Spitäler zu eliminieren.»

aufsicht (Finma) möchte die privaten Arzthonorare in den Griff kriegen. Gesundheitsminister Alain Berset (SP) hätte am liebsten nur noch Ärzte, die Angestellte sind, dann könnte die Politik die Löhne von oben verordnen.

Cédric George hält dagegen. Man müsse zwischen den teilprivaten Listen- und den vollprivaten Vertragsspitälern unterscheiden, mahnt er. Diese beiden Player hätten ungleich lange Spiesse. Die Kantone zahlen nämlich im Grundversicherungsbereich einen sogenannten Sockelbeitrag an die Listenspitäler, den Rest berappen die Krankenkassen. Bei den völlig privaten Kliniken zahlen die Kantone nichts – ihren Anteil übernahm bis anhin die Zusatzversicherung. Genau dies wollen Versicherer wie

Helsana und Concordia nun nicht mehr. Die Privatkliniken verlieren so substanzielle Beträge. «Wenn das Schule macht, bedeutet dies das Ende der Vertragsspitäler in der Schweiz», sagt Cédric George. Der bekannte Chirurg ruft Versicherer und Politik dazu auf, die «diskriminierende Praxis» zu ändern: Entweder entrichte man den Sockelbeitrag an alle oder an niemanden. Falls der Sockel fele, spinnt George den Gedanken weiter, stünde mehr Geld für die Prämienverbilligung zugunsten sozial Schwacher zu Verfügung. Eine Idee, die sogar der Linken gefallen könnte.

Stefan Heini, Leiter der Medienstelle von Helsana, begründet den Ausschluss privater Spitäler mit dem Bestreben, «die Leistungskosten und damit die Prämien zu stabilisieren und zu senken». Den Vorwurf, die Kunden nicht transparent genug über die Einschränkung der freien Arzt- und Spitalwahl informiert zu haben, weist er zurück. Zu den Befürchtungen der Privaten, sie würden an den Rand gedrängt, sagt der Helsana-Sprecher: «Wir sind nicht zu-

ständig für die Finanzierung einzelner Spitäler, sondern stehen ein für die Interessen unserer Versicherten und für eine optimale Versorgung zu vernünftigen Preisen.»

Bleibe es beim Ausschluss der Vertragsspitäler, würde der wettbewerbsfähigste Player ausgeschaltet, entgegnet Cédric George. Unter dem Strich seien sie sogar billiger als beispielsweise die öffentlichen Universitätsspitäler. «Wir publizieren weniger und operieren dafür mehr. Und wir haben mehr Leute am Patienten als in der Bürokratie.» Der entscheidende Vorteil der Privatmedizin liege nicht in einem schöneren Zimmer und in der besseren Hotellerie, sondern in der Erfahrung, dem Können und der zeitlichen Verfügbarkeit der Ärzte. «Jeder Patient hat meine Handynummer», sagt George. Man garantiere eine massgeschneiderte Betreuung. So sei der Patient schneller wieder gesund, und es gebe weniger Komplikationen. Trotz der jüngsten Entwicklungen bleibt Cédric George überzeugt, dass es in der Bevölkerung ein Bedürfnis für die private Medizin gibt. Andere grosse Krankenkassen hätten dieses Bedürfnis ebenfalls erkannt und reagierten darauf mit der Erarbeitung neuer Zusatzversicherungsprodukte mit erweiterten Angeboten. ○

Lizenz zum Flöten

Von Mark van Huissing — Vor fünfzig Jahren veröffentlichte Ian Anderson mit Jethro Tull sein erstes Album. Seither hält die seltsame Ausstrahlung des auf einem Bein stehenden, Querflöte spielenden Briten an.

Fürs Händeschütteln ist er nicht zu haben. Weil man nie weiss, wie kräftig einer drückt. Sein rechtes Handgelenk ist lädiert, seit er vor ein paar Jahren von einer Bühne gehüpft ist und es sich dabei verdreht hat. Weshalb er nach einer gutgemeinten, hart zupackenden Begrüssung ein paar Tage lang die Flöte nicht mehr halten und spielen kann – was eine schlechte Ausgangslage wäre für einen Musiker, der zirka achtzig Konzerte jährlich gibt, im Schnitt also alle vier bis fünf Tage irgendwo auftritt. Er und sein Handgelenk, das sei eine Story wie die von Andy Murray, dem Tennisspieler, und dessen Hüfte, sagt er. Die gute Nachricht: Er hat weder

auf einem Bein stehend, mehr in seine Querflöte singt als bläst. Ja, der Ian Anderson. Dessen Band 1968 ihr Debütalbum veröffentlichte, das einen Namen trägt, der im Grunde nahelegt, die Karriere sei bereits vorbei: «This Was».

Der Typ, der Probleme sucht

Fünfzig Jahre und insgesamt gegen sechzig Millionen verkaufte Tonträger später sitzt er an einem Vormittag im «Ronnie Scott's». Er lebt im Südwesten Englands, in der Nähe von Bristol; doch der Jazzklub im Londoner Soho, wo er schon als Zuhörer war, schien ihm ein passender Treffpunkt, um sich befragen zu lassen. Anschliessend wird er ein paar Erledigungen vornehmen. Um danach möglichst rasch wieder abzuhausen, es gebe keinen Grund, in der Stadt zu bleiben. Dann sagt er, dass er dieses Jahr dennoch einmal, nach einem Auftritt in der Royal Albert Hall, in London übernachten werde. Um am darauffolgenden Tag eine Vorsorgeuntersuchung über sich ergehen zu lassen. «Ich bin der Typ, der Probleme sucht. Und auch welche finden wird.» Das sei ein Witz gewesen. Er sei vor allem der Typ, der nicht in, sagen wir, Russland oder Brasilien ins Spital wolle.

Rockmusiker und das Alter – schwierige Geschichte. Das Publikum hat Erwartungen, der Künstler einen Lebensentwurf, miteinander vereinbar sind sie oft kaum. Am besten funktioniert's, für nicht direkt Betroffene wenigstens, wenn einer Mitglied wird im «Club 27» wie Jimi Hendrix, Janis Joplin, Jim Morrison oder Kurt Cobain. Also schnell lebt, jung stirbt, wodurch das Problem gar nie unmittelbar auftritt. Die anderen lassen sich unterteilen in Gruppen: «Hope I die before I get old» (hoffentlich sterbe ich, bevor ich alt werde; David Bowie etwa), «Hope I get old before I die» (Mick Jagger, Ozzy Osbourne), «Was macht heute eigentlich ...?» (die schweigende Mehrheit) und «That was then, this is now» (das war damals, dies ist heute).

Zur letztgenannten Kategorie zählt Anderson. Er war Rockmusiker, jetzt ist er Musiker. Er spielt Songs aus dem von ihm geschriebenen Jethro-Tull-Katalog, in allen möglichen Bearbeitungen, von Sinfonieorchester bis Streichquartett, sowie seine World-Music-Stücke oder Werke von Bach und Mozart. Als Musiker kann man viel einfacher alt werden.

Anderson wurde 1947 in Edinburgh geboren, als jüngster von drei Brüdern. Die Mutter, damals schon 42, war Balletttänzerin gewesen,

der Vater ein kleinerer Industrieller, er stellte Ölbrenner her. Ian wuchs in gehobenen Verhältnissen auf, obwohl es mit dem väterlichen Unternehmen abwärts ging, als neue, saubere Brenner von Mitbewerbern angeboten wurden. «Mein Vater sah es nicht kommen», sagt er. Die Familie – der Haushalt war kein musischer – zog ins englische Blackpool, damals eine hübsche Küstenstadt, wohin die *lower middle class* in die Ferien fuhr. Er besuchte die Kunstschule. «Alle Leute, die ich kannte und die Musik machten, studierten Kunst», sagt er. Und alle spielten Blues, er eingeschlossen. Was dagegen keiner machte: eine Flöte in die Bluesband bringen, «weil unsere Vorbilder aus Chicago auch ohne auskamen».

Agrarwissenschaftler als Taufpate

Im Herbst 1967 hatten sich Anderson und seine *bandmates* – Clive Bunker am Schlagzeug, Gitarrist und Sänger Mick Abrahams sowie Glenn Cornick, Bass – eine *residency* im damals angesagten Londoner «Marquee Club» erspielt. Was fehlte, war ein Name für die Band. Worauf der seinerzeitige Manager sie als Jethro Tull ankündigte; den Namen hatte er von Henry Jethro William Tull übernommen, einem Agrarwissenschaftler des 17. Jahrhunderts. Was, übrigens, Anderson später zu stören begann: «Es ist der Name eines Menschen, ich möchte ihn zurückgeben», sagt er. Und entschied, in den nuller Jahren unseres Jahrhunderts, nicht mehr als Jethro Tull aufzutreten. Was er aber nicht durchzog – weil weniger Leute ans Konzert kommen, wenn nur Ian Anderson auf dem Plakat steht. Streng gesehen gibt es, je nach Quelle, die Gruppe seit 2011 nicht mehr; im Jubiläumsjahr – ein halbes Jahrhundert Jethro Tull – sehen Anderson und die Mitglieder das aber nicht so eng, so sieht's aus.

«Ein Kerl spielt Flöte und steht auf einem Bein ... Vom Marketing-Standpunkt her betrachtet, ist das gut, weil einzigartig», fasst er seinen USP, das Alleinstellungsmerkmal, zusammen. Falls man dabei akzeptierbar gut sei, habe man Erfolg, sagt er weiter. In seinem Wikipedia-Eintrag steht, stellvertretend für die von zahlreichen Beobachtern geäusserten Einschätzungen: «Anderson hat in seiner Karriere mit Jethro Tull eine charakteristische Art der Musik und Bühnenpräsenz erarbeitet, die meist den vorherrschenden Trends in der Rockmusik zuwiderlief.» Das mag stimmen, was beispielsweise die Folkrock-Phase (unter anderem das Album «Songs from the Wood»



Nacktenprobleme noch Schwierigkeiten mit der Wirbelsäule, Berufskrankheiten der Flötisten. «Vielleicht weil ich nicht klassisch ausgebildet bin, also das Instrument nie richtig spielen gelernt habe», sagt der 71-Jährige.

Ian Scott Anderson, Member of the British Empire (MBE), ein britischer Sänger, Komponist, Texter, Flötist und Gitarrist. Doch die meisten Menschen, von Fans abgesehen, können ihn wohl erst zuordnen, wenn man ihr Gedächtnis ein wenig schubst: Frontmann von Jethro Tull. Mit wirrem Kraushaar und irrem Blick. Der Mann, der im mittelalterlichen Lederwams oder in der Uniformjacke eines Operetten-Armeeoffiziers auf der Bühne wild herumhüpft respektive Derwischtänze – minus den religiösen Hintergrund, er ist kein Sufi – aufführt. Und, natürlich,



«Aber das wussten Sie bestimmt schon alles»: Rock-Flötist Anderson, 2016 ...

von 1977) angeht. Doch «Locomotive Breath», der wohl bekannteste Song des erfolgreichen 1971er Albums «Aqualung», erinnert, mich jedenfalls, sehr an «War Pigs» von Black Sabbath – wenn auch mit weniger roher Kraft dargeboten –, war somit ziemlich nahe am Rock-Industriestandard der Zeit.

Dito, was die Progressive-Rock-Jahre (1972–1976) betrifft. Anderson sagt, die Bezeichnung «Progressive» habe ihm gefallen, wer könne etwas dagegen haben, wenn seine Musik – die Alben «Thick as a Brick» und «A Passion Play» etwa – als fortschrittlich beschrieben werde? Wohingegen «Prog Rock», wie das Genre bald genannt wurde, in seinen Ohren ein «dirty word», dreckiges Wort, sei. Und die oft aufgestellte Behauptung, Progressive Rock werde erst zum Hörgenuss, wenn man high sei, also unter dem Einfluss verbotener, vor allem psychedelischer Drogen stehe? «Daran habe ich noch nie gedacht», sagt er. Er habe sein Leben lang keine anderen Drogen konsumiert als Zigaretten und, in Massen, Alkohol. Was nicht heisse, dass er moralische Vorbehalte gegen Drogen habe. «Die Chance ist ungefähr fünfzig Prozent, dass ich mal Krebs haben und am Morphin-Tropf hängen werde. Und vielleicht zur Einsicht komme: Das hätte ich schon viel früher probieren sollen.»

In den 1980er Jahren spielten Jethro Tull Electronic Rock, danach Hardrock. Songschreiberisch solid sowie technisch auf der Höhe. Doch die Bedeutung der Band nahm ab. «Ende der 1980er Jahre war alles gemacht, was in der Rock- und Popmusik gemacht werden kann», sagt er. Seither werde bloss versucht, das Rad neu zu erfinden. Ist das die tiefe Einsicht eines stilprägenden Musikers? Oder hat's mehr mit Desinteresse an zeitgenössischem

Muskschaffen, mit Überheblichkeit gar zu tun, wenn einer neuere Stilrichtungen wie Hip-Hop oder elektronische Musik nichtmal wahrnimmt? Statt einer Antwort auf die Frage liefert er beim Schlüsselwort «elektronische Musik» einen Vortrag, der Ende der 1940er Jahre mit Les Paul und Leo Fender, zwei Instrumentenbauern, beginnt. Und 1989 mit dem Duo Soft Cell respektive Marc Almond, mit dem er befreundet ist, endet.

Auch auf anderen Gebieten weiss Anderson viel und erzählt gern davon: über Foto- und Filmkameras, Faustfeuerwaffen oder Wildkatzen – er wurde zur Anerkennung seines Einsatzes für bedrohte Tierarten mit einem Umweltpreis ausgezeichnet – zum Beispiel. Er neigt dann dazu, sich in Einzelheiten zu verlieren und sein Publikum ebenfalls, auch wenn dieses nur aus einem Zuhörer besteht. Bis er plötzlich aufhört mit der Bemerkung: «Aber das wussten Sie bestimmt schon alles.»

Der herumirrende Mensch

In den 1990er Jahren baute er mit seiner Frau – das Paar hat zwei Kinder; Sohn James ist Musiker, Tochter Gael in der Filmbranche tätig – eine der grössten Lachszuchten Schottlands auf. Sie hatten 400 Mitarbeiter und waren Hauptlieferant für handgeschnittenen Räucherlachs von Sainsbury's und Waitrose, so etwas wie Coop beziehungsweise Globus Delicatessa von Grossbritannien. Bis sie aus dem Geschäft ausstiegen, weil es sich betreffend Nachhaltigkeit, aber auch was den Verwaltungsaufwand anging, nicht mehr so betreiben liess, wie er es habe betreiben wollen, sagt er. Der Wert des Unternehmens erreichte zur besten Zeit umgerechnet 25 Millionen Franken (Quelle: Wikipedia).



... und in ikonischer Pose 1974.

Ian Anderson hat neben mehr als zwanzig Jethro-Tull-Studio- und rund einem Dutzend Live-Alben zehn Soloalben aufgenommen. Das erste erschien 1983, das bisher letzte kam vergangenes Jahr heraus, er spielt darauf mit dem Carducci-Streichquartett Songs von Jethro Tull. Kommendes Jahr will er sein erstes Soloalbum mit neuen Stücken seit *homo erraticus* von 2014 veröffentlichen. Der «Homo erraticus», übrigens, sei, wie man bestimmt wisse, der herumziehende oder -irrende Mensch, sagt er. Mit anderen Worten, kommt man zu Schluss: Ian Anderson.

Jethro Tull in der Schweiz:
Samstag, 8.12.2018, Samsung Hall, Dübendorf, 20 Uhr



Blau ist das neue Rot

Von Christoph Mörgeli

Breit abgestütztes Bedürfnis von Hochschulen und Privatwirtschaft zur Zusammenarbeit an einem inspirierenden Ort.» So wirbt «Switzerland Innovation» für den Innovationspark Dübendorf, der unverbautes Land von 53 Fussballfeldern beansprucht. Im Präsidium sitzen Ständerat Ruedi Noser (FDP) und alt Regierungsrat Andreas Rickenbacher (SP). Innig vereint. Und immer in Reichweite der Staatskasse. Unter blau-rottem Applaus müssen die Zürcher Steuerzahler 217,6 Millionen als Starthilfe blechen.

Abweichter der FDP machen auf SP. Der Bund buttert fast hundert Millionen zusätzlich in die Bildung. Bei den Auslandsbeziehungen und der Entwicklungshilfe nicken FDP und SP – im Vergleich zu 2010 – eine zusätzliche Milliarde ab. Im Gleichschritt mit der SP verhilft die FDP zu Lohnanalysen im Gleichstellungsgesetz und dank FDP-Abweichtlern Frauenquoten in börsenkotierten Unternehmen. Statt die linke Konzernverantwortungsinitiative zu versenken, verhilft der Freisinn der SP zu einem wirtschaftsfeindlichen Gegenvorschlag. FDP wie SP applaudieren der illusorischen Energiestrategie 2050, dem Pariser Klimaübereinkommen und der Totalrevision des CO₂-Gesetzes. Mit dramatischen Folgen für den Benzinpreis und einem faktischen Verbot von Ölheizungen. Mit ihrer Mitte-links-Koalition schwächt die FDP den Werkplatz Schweiz im globalen Wettbewerb. Sie lässt zu, dass sich die Produkte verteuern, dass Industrien abwandern, dass Wachstum und Wohlstand gefährdet sind.

Die Rassismusstrafnorm weiten FDP und SP auf Homosexuelle aus. Hand in Hand mit den Sozialdemokraten wollen FDP Basel und Bundesrat Ignazio Cassis harte Drogen legalisieren. Stramm im Takt beschliesst das FDP/SP-Kartell die Weiterführung der befristeten Finanzhilfen für familienergänzende Kinderbetreuung. Mit zwei Wochen Vaterschaftsurlaub kommt die FDP der SP um die Hälfte entgegen.

Beim Steuer-AHV-Deal befürworteten FDP und SP höhere Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeiträge von 0,3 Prozent. Im Armeebereich erfreut die FDP die Linken mit dem Nein zum gemeinsam vorgelegten Rüstungsprojekt von Fliegern und Fliegerabwehr. Doch statt der FDP herzlich zu danken, höhnt SP-Fraktionschef Roger Nordmann im *Sonntagsblick*: «Die Rechte hat nichts aus ihrem Wahlsieg gemacht.» Dafür hat der schlaue Nordmann etwas gemacht. Nämlich die Blauen bis auf die Wolle rot eingefärbt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schweiz in zu kurzen Hosen

Von Peter Bodenmann — Milliardär Radovan Vitek – in kurzen Hosen – bläst der Walliser Politik den Marsch.



Die Mehrheit der 300 reichsten Schweizerinnen und Schweizer sind Ausländer oder Papierli-Schweizer.

Jährlich veröffentlicht die *Bilanz* die Liste der 300 reichsten Schweizerinnen und Schweizer. Die grosse Mehrheit von ihnen sind Ausländer oder *Papierli*-Schweizer. Das stört unsere Fremdenfeinde nicht.

Radovan Vitek kontrollierte die Bergbahnen von Crans-Montana. Wirtschaftlich seien das für ihn nur «Erdnüsschen» und somit Pipifax. Eigentlich müsste sich Vitek als Pauschalbesteuerter während 180 Tagen im Jahr in Crans-Montana aufhalten. Eigentlich dürfte der Pauschalbesteuerte in der Schweiz wirtschaftlich nicht tätig sein. Denkste.

Die *Bilanz* schätzt das Vermögen von Radovan Vitek auf 2,5 bis 3 Milliarden Franken. Der auf dem Papier in Crans-Montana wohnende tschechische Milliardär fühlt sich ungerecht behandelt und hielt gegenüber dem *Nouvelliste* fest, er habe ein Einkommen von 600 Millionen Franken pro Jahr und ein Vermögen von 4,6 Milliarden. Für den Gemeindepräsidenten von Crans-Montana würde der Wegzug des pauschalbesteuerten Milliardärs keinen grossen Verlust bedeuten. Was im Umkehrschluss bedeutet: Pauschalbesteuerte wie Vitek bezahlen weniger als 1 Prozent Gemeindesteuern.

Pauschalbesteuerte sind nicht Pauschalbesteuerte. Sie wissen, dass sie sich unter dem Schutz der bürgerlichen Parteien alles erlauben können. Ungerechtigkeiten wie das Steuerhinterzieher-Geheimnis wurden nur unter auslän-

dischem Druck abgeschafft. Gleich wird es bei den Pauschalbesteuerten gehen.

Zurzeit ist der Druck in Sachen Rahmenabkommen massiv am Steigen. Wer ist am längeren Hebel? Die EU der 27 Staaten mit 480 Millionen Einwohnern oder unser aller Ueli Maurer mit seiner besten Armee der Welt?

Die Schweiz wird das Rahmenabkommen aus Angst vor einem EU-Beitritt schlucken. Dabei hätte ein EU-Beitritt für die Schweiz nur Vorteile. Vorteil 1: Wir können – wie etwa die Schweden – unsere eigene Währung behalten. Niemand kann uns das Vermögen der Nationalbank wegnehmen. Vorteil 2: EU-Richter wären nicht mehr fremde Richter, sondern eben auch unsere Richter. Vorteil 3: Wir könnten in Brüssel den Schweizer Tarif durchgeben. So wie dies der ungarische Ministerpräsident Orbán vornimmt. Er hat sich in der Flüchtlingspolitik leider gegen Angela Merkel durchgesetzt. Vorteil 4: Die Spielräume in der EU sind gross. Sonst wären die Länder nicht so unterschiedlich, auch beim Lohnschutz. Nur muss man Volksentscheide eben EU-kompatibel umsetzen. Ist kein grosses Problem.

Früher oder später kommt der Beitritt. Denn die SVP kann – wenn wir Roger Köppel glauben wollen – nicht einmal die Wahl von Viola Amherd verhindern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



PARMIGIANI

FLEURIER



A celebration of time

Kalpa Hebdomadaire
Manufactured entirely in Switzerland
parmigiani.com



KALPA

EXTEND THE STORY

Dive into the universe of the Kalpa Collection. To start the experience, please download the application.



App Store



Google Play

ASCONA Gioielli-Orologi Herschmann | BASEL Gübelin | BERN Gübelin | INTERLAKEN Kirchhofer
KLOSTERS Maissen | LUGANO Gübelin | LUZERN Gübelin, Les Ambassadeurs | ST. GALLEN Labhart-Chronometrie
ZERMATT Haute Horlogerie Schindler | ZUG Lohri | ZÜRICH Gübelin, Les Ambassadeurs

Sonderfall der Skurrilität

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt eine Skurrilität auf dieser Welt: ein Land, wo alle Medien gegen die grösste Regierungspartei sind.

Am letzten Abstimmungssonntag dachte ich ans Jahr 1971 zurück. Im Jahr 1971 gab es in der NZZ ein dickes Lob für die SVP.

Das Blatt rühmte damals die Partei dafür, «endlich genug Dampf aufgesetzt zu haben».

1971 war das Gründungsjahr der SVP, die vorher BGB hiess und einen Wähleranteil von 11 Prozent hatte. Sie reichte eine Volksinitiative ein, um Schulbeginn und Schuldauer zu vereinheitlichen. Neben der NZZ lobten auch andere Blätter wie der *Tages-Anzeiger* die SVP-Idee, den Kantonswechsel für Kinder einfacher zu machen.

Es war das letzte Mal, dass Journalisten die SVP gut fanden.

Seit 1971 sind zwei Dinge passiert. Die SVP ist mit einem Wähleranteil von über 29 Prozent zur weitaus grössten Partei des Landes geworden. Und die SVP hat seitdem bei all ihren Volksinitiativen und Referenden die Medien geschlossen gegen sich.

Was immer die Partei an der Urne vorschlägt, stets steht sie einer Phalanx der geballten Journaille gegenüber. Ob Asylrecht, Mutterschaftsversicherung, Kohäsionsgelder, Minarette, Masseneinwanderung oder soeben bei der Initiative zur Selbstbestimmung – die Medien sind immer stramm dagegen. Das Volk hingegen sieht das jeweils viel entspannter und sagt mal ja und mal nein.

Wir sind damit bei der einzigartigen Skurrilität, die unsere Medienbranche zu bieten hat. Sie hat, auch im internationalen Vergleich, eine kuriose Eigenheit. Es gibt kein anderes Land auf diesem Planeten, in dem die grösste Regierungspartei einer Nation sämtliche Medien der Nation gegen sich hat.

Es ist ungefähr so, wie wenn in Deutschland alle Journalisten gegen die CDU schreiben würden, in Österreich alle gegen die ÖVP und in England alle gegen die Tories. Es wäre, aus Sicht der Meinungsvielfalt, eine absurde Vorstellung. Bei uns ist es Alltag.

Geistige Marktverzerrung

Es gab in der Vergangenheit nur zwei grössere Schweizer Tageszeitungen, die hin und wieder die konforme Skurrilität der Branche durchbrachen. Das waren die *Basler Zeitung* und die *Aargauer Zeitung*. Sie hielten, etwa bei der Masseneinwanderung, die Vorschläge der SVP für brauchbar. Sie wurden dafür von ihren Journalistenkollegen in den anderen Medien niedergeprügelt.

Selbst das ist nun vorbei. Die *Basler Zeitung* wurde eben vom linksliberalen Redaktions-



Atypisches Verhalten: SVP-Strategie Blocher.

verbund des *Tages-Anzeigers* aufgekauft. Der Verlag der *Aargauer Zeitung* fusionierte eben mit den Regionaltiteln der freisinnigen NZZ-Gruppe.

So bleibt nur noch eine wichtige Plattform, die der grössten politischen Formation des Landes wohlwollend gegenübersteht. Es ist das Blatt, das Sie gerade lesen. Die *Weltwoche* ist ein exotischer Sonderling, der einzige Titel, der Positionen einer Regierungspartei aufnimmt, die auch von 30 Prozent der Medienkonsumenten gewählt wird. Ich finde, das ist etwas zu viel der Ehre.

Der Grund der geistigen Marktverzerrung liegt wohl im atypischen Verhalten der SVP selbst. Ihre Verwandten, wie die CDU und die ÖVP, haben zwar heute fast exakt den gleichen Wähleranteil. Aber sie rutschten seit fünfzehn Jahren zunehmend gegen Mitelinks, etwa in der Europapolitik, Sozialpolitik und Energiepolitik. Ganz besonders galt dies für ihre offene Migrationspolitik, die sie erst spät und unter Druck zu korrigieren begannen. Die SVP hingegen blieb in all diesen Fragen stur.

Volksparteien im Ausland haben mit ihrer ideologischen Verwässerung über die Jahre viel Zustimmung bei den Wählern verloren. Dafür haben sie Zustimmung bei den Journalisten gewonnen.

In unserem Sonderfall ist es umgekehrt.

Saubere Luft

Von Henryk M. Broder — Am 1. Januar können wir die Reset-Taste drücken.

Als Kind wurde ich von meinen Eltern gezwungen, mit ihnen in die Ferien zu fahren, nach Bad Kissingen, Bad Nauheim, Bad Wildungen. Jedes Bad hatte einen anderen Namen, aber es war immer der gleiche Ort. Die Kurparkanlagen sahen alle gleich aus, die Herbergen hiessen entweder Hotel «Zur Sonne» oder Pension «Sonnen-schein», und die Kurorchester spielten jeden Nachmittag das gleiche Zeug, von «Dein ist mein ganzes Herz» bis zum «Radetzky-marsch». Ich langweilte mich und zählte die Tage bis zur Abreise. So geht es mir auch jetzt, Jahrzehnte später. Ich kann das Ende des Jahres kaum abwarten. Die letzten Wochen ziehen sich hin wie kalter Haferschleim.



Nach achtzehn Jahren gibt Angela Merkel den Parteivorsitz der CDU auf. Alle wünschen sich, sie möge auch als Kanzlerin abtreten, haben aber Angst vor dem Tag, an dem sie es tun könnte. Die SPD befindet sich im freien Fall und staunt, dass ihr die Wähler davonlaufen, wo sie doch eine so gute Politik macht. Im ehemals deutschen Kattowitz findet eine Weltklimakonferenz statt. Die wievielte ist es? Auch der Kampf gegen den Dieselmotor geht weiter. Verwaltungsgerichte entscheiden darüber, wo dieselbetriebene Autos nicht fahren dürfen. Es geht um Strassenabschnitte in Grossstädten, was das Problem, falls es eines gibt, nur neu verteilt. Die treibende Kraft hinter den Verfahren ist ein Verein namens Deutsche Umwelthilfe, der vom Ablasshandel lebt. Die Bundesregierung kündigt an, sie werde das «Sofortprogramm Saubere Luft» mit 900 Millionen Euro zusätzlich unterstützen. Beim Bundesinnenminister findet eine «Islam-Konferenz» statt, es ist die vierte; der Hausherr, Horst Seehofer, hat erst vor kurzem erklärt, der Islam gehöre nicht zu Deutschland, jetzt kommt er seinen Gästen entgegen und wünscht sich einen «Islam für Deutschland». Also halal, aber ohne Zwang.

Das Ganze ist noch unsäglicher als zwei Wochen Bad Wildungen mit Vollpension unter Rentnern. Der «rasende Stillstand» wird auch im kommenden Jahr weitergehen, aber wenigstens können wir am 1. Januar die Reset-Taste drücken. Bis dahin vertreiben wir uns die Zeit mit neuen Witzen, zum Beispiel mit dem: Wir sind das einzige Land der Welt, in dem eine Verteidigungsministerin mehr Kinder hat als einsatzfähige Kampfflugzeuge.

Hier war jemand schneller!

Suchen Sie nach einer zündenden Geschenkidee für Ihre Liebsten? Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.

Auf www.weltwoche.ch/abo
einfach bestellen.

**Einsendeschluss:
17. Dezember 2018**





Rekordverdächtig schnell: Micheline Calmy-Rey, SP, 2002 und 2011 (r.).

Abenteuer Bundesrat

Was macht das Amt aus Bundesräten? Wie verändert die Aufgabe den Menschen dahinter? Inwiefern bleibt man Bundesrat über die Amtsdauer hinaus? Sechs ehemalige Mitglieder berichten von ihren persönlichen Erfahrungen. *Von Peter Keller*

Sie weiss bereits, was sie anders machen möchte. Karin Keller-Sutter erklärte noch als Kandidatin gegenüber der NZZ, der Bundesrat müsse Wege finden, wie man das Parlament bei wichtigen Geschäften, etwa dem Rahmenabkommen oder dem Migrationspakt, «besser einbinden» könne.

Vor den Bundesratswahlen dreht sich medial fast alles um die möglichen neuen Mitglieder der Schweizer Regierung. Was verständlich ist: In einem Land, in dem die Berühmtheiten nach einer Wurstspezialität qualifiziert werden – «Cervelat-Promis» –, bildet der Bundesrat eine Art helvetisches Hollywood, selbst wenn dessen Vertreter schon mal in kurzen Hosen und weissen Turnschuhen mit schwarzen Socken daherkommen, wie der Armeevorsteher Guy Parmelin beim traditionellen «Schuelreisli».

Über Nacht werden Parlamentarier ins wichtigste Amt, das die Schweiz zu vergeben hat, katapultiert. Sie werden Herr – und zunehmend Frau – über die politischen Geschicke des Landes. Sie leiten Departemente mit Tau-

senden von Angestellten. Nur wenige bringen hierfür Erfahrungen aus der Privatwirtschaft mit wie der scheidende Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann. Den Bundesrätinnen und Bundesräten ist die ungeteilte Aufmerksamkeit der Medien sicher, sie werden umtänzelt und umschwänzelt, sie erleben das Wechselbad aus Macht und Ohnmacht, allein schon durch die von äusseren Verpflichtungen gelenkte Agenda.

Während sich alle Scheinwerfer auf die neugewählten Mitglieder verdichten, hat die *Weltwoche* sozusagen das Rücklicht betätigt: Wie sehen ehemalige Bundesräte ihre Zeit in der Landesregierung? Welche Erfahrungen waren mit diesem Abenteuer verbunden? Wie sehr verändert dieses intensive Amt den Menschen dahinter? Und inwiefern bleibt man Bundesrat über die Amtsdauer hinaus?

Acht Minuten später

Sechs Ehemalige haben ihre Gedanken und Erfahrungen aufgezeichnet: Didier Burk-

halter, Pascal Couchepin, Christoph Blocher, Hans-Rudolf Merz, Adolf Ogi und Johann Schneider-Ammann. Ebenfalls aufschlussreich für das Selbst- und Fremdverständnis der Institution Bundesrat war die Anfrage an sich. Fast alle antworteten. Rekordverdächtig schnell Micheline Calmy-Rey (im Amt 2002–2011), nämlich acht Minuten nach Eingang des Mails. Sie finde das Sujet interessant, aber ihr fehle die Zeit für einen Beitrag.

Ebenso freundlich und bestimmt schreibt Ruth Metzler (1999–2003) zurück, bittet jedoch um Verständnis, dass sie nicht mitmachen möchte: «Ich habe bisher sämtliche Anfragen für Interviews oder Beiträge von Zeitungen im Zusammenhang mit den Bundesratswahlen abgelehnt.» Aus ähnlichen Gründen sagen auch Ruth Dreifuss (1993–2002) und Eveline Widmer-Schlumpf (2007–2015) ab. Damit fehlt leider eine weibliche Stimme im Reigen.

In welchem Land lassen sich ehemalige Regierungsmitglieder so unkompliziert kontaktieren? Moritz Leuenberger (1995–2010) musste we-

gen einer starken Grippe verzichten, schickte aber den Verweis auf eine Rede, die er zum Thema «Was prägt in der Politik wen? Das Amt die Person oder die Person das Amt?» hielt. Ein anderer Alt-Bundesrat antwortete klug und tief-sinnig, jedoch nur zur «vertraulichen Kenntnisnahme». Er wolle sich zu diesen Fragen aus «Konsequenz- und Präjudizgründen» nicht öffentlich äussern.

«Man überlegt sich ständig: Wie vertrete ich etwas, damit es der Konkordanz entspricht?»

Was wenig überrascht: Keiner der Angefragten behauptete von sich aus, dass ihn das Amt sehr verändert habe. Bodennähe ist nach wie vor die höchste Auszeichnung für einen Schweizer, der es geschafft hat – auch wenn es sich in diesem Fall um eine Selbsteinschätzung handelt. Tatsächlich geht es hier bewusst nicht um eine Fremddiagnose, sondern um eine persönliche Stellungnahme ehemaliger Regierungsmitglieder. Ein Stilberater lästerte über den Freizeitlook unserer Bundesräte: «So sehen Bünzli aus, die am Rasenmähen sind.»

Der Mann hat offenbar etwas Wesentliches unseres Politsystems nicht begriffen. Die Schweizerinnen und Schweizer wollen gerade Leute im Bundesrat, die mit dem Rasenmäher umgehen können.

Hans-Rudolf Merz (2003–2010) — Nach dem Studium spielte sich mein Berufsleben während dreissig Jahren in der Unternehmensberatung und in der Wirtschaft ab, zuletzt als VR-Präsident mehrerer zum Teil börsenkotierter Unternehmen. Die Zeit von sieben Jahren im Bundesrat war demgegenüber kurz, aber intensiv. Ich habe das Amt – wie alle Kolleginnen und Kollegen – in seinem *workload* unterschätzt, mich aber darin zu-rechtgefunden.

Beim Rücktritt 2010 im Alter von 68 Jahren war eine Wiederaufnahme des Wirtschaftslebens aus Alters- und Governance-Gründen nicht mehr angezeigt. Ich bin als Bürger in quasi republikanischer Sitte nach Herisau zurückgekehrt. Seither habe ich gemeinnützige Aufgaben übernommen, Vorträge in kleineren Kreisen gehalten und meine an Alzheimer erkrankte Frau bis zu ihrem Tod begleitet.

Meine Weltanschauung und meine Überzeugung für die soziale Marktwirtschaft haben sich zeitlebens ebenso wenig verändert wie meine Haltung zum freiheitlichen Staat mit seinen Einrichtungen, zur Gesellschaft und zur Familie. Somit hat mich auch das Amt in Bern nicht verändert. Es war anforderungsreich, spannend und kräftezehrend. Was man im Amt als Bundesrat wissen muss und er-

fährt, sind das Geradestehen für die politische Verantwortung und die permanente Rechenschaftserwartung, die damit verbunden ist. Und zwar im Spannungsfeld zumeist widerstrebender oder gar widersprüchlicher Kräfte. Oft gilt: «Gut Ding will Weile haben.»

Die markanteste äusserliche Veränderung seit dem Rücktritt besteht im jähen Wegfall jeglicher administrativer und personenbezogener Begleitung. Dem gegenüber steht der Umstand, stets und überall als ehemaliges Mitglied des Bundesrates erkannt und oft auch angesprochen zu werden. Diese Schattenpräsenz habe ich unterschätzt, ich empfinde sie indessen als bereichernd und oftmals auch als erheiternd.

Christoph Blocher (2003–2007) — Die entscheidende Frage lautet: Wie stark prägt ein Amt den Menschen? Mir fällt dazu als Erstes ein Volksspruch ein. «Sobald das Füdli auf einem anderen Stuhl hockt, denkt der Grind anders.» Ich bin überzeugt: Die Landschaft prägt den Menschen und so auch ein Amt.

Man geht mit einem politischen Willen in den Bundesrat. Ich rede von denjenigen, die nicht nur Karriere machen wollen, sondern eine politische Auffassung zur Geltung bringen möchten. Allerdings ist jeder Bundesrat eingebunden oder, was fast noch gefährlicher ist, «eingebettet» in ein Gremium von sieben Personen. Das Kollegialitätsprinzip verpflichtet jeden, die Mehrheitsmeinung zu vertreten. Der Fehler heute ist: Man muss diese so vertreten, als ob sie die eigene Meinung wäre.

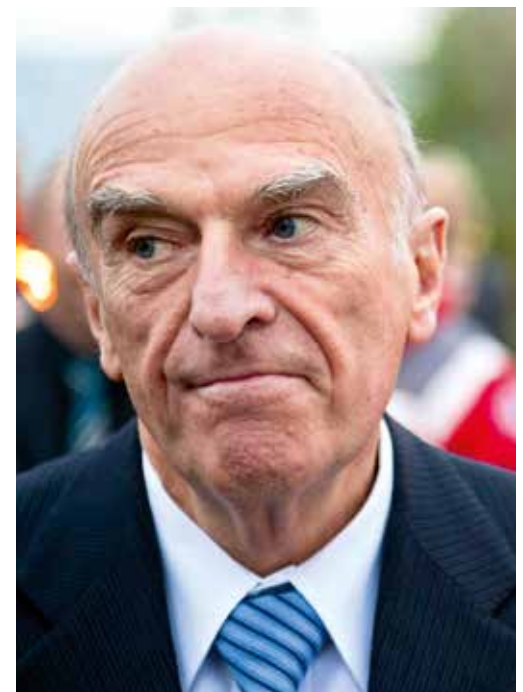
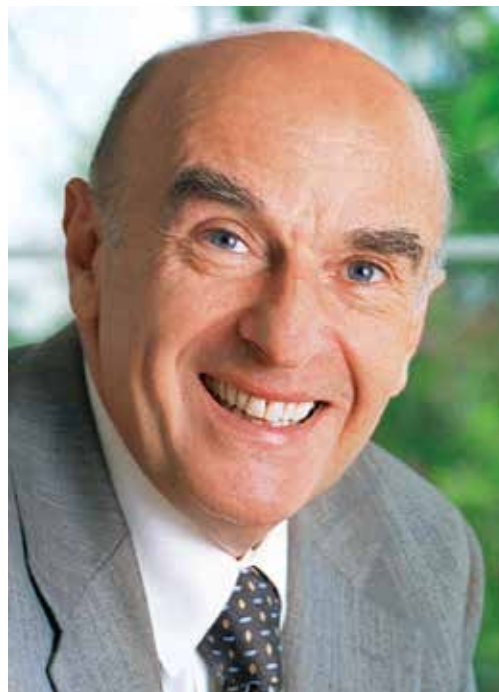
Diese auferlegte Doppelzüngigkeit prägt jemanden, der lange dabei ist, sehr stark. Das Denken wird umprogrammiert. Man überlegt sich ständig: «Wie vertrete ich etwas, damit es der Konkordanz entspricht?» Das verändert

den Charakter. Leute, die lange im Bundesrat waren, können in führender Stellung bei Widerständen nicht mehr Positionen zum Durchbruch verhelfen. Bundesräte, die zurücktreten, haben in der Regel mit der Politik abgeschlossen und müssen nicht mehr führen. (Das gilt für mich nicht, denn ich bin nie zurückgetreten.)

Was ist ein Bundesrat? Sicher kein Minister, wie viele glauben. Unsere wenigen Minister, die wir hatten, waren Chefbeamte und dem Bundesrat unterstellt. Wir haben in der Schweiz eine schlaue Einrichtung: Man schickt sieben Leute, die verschiedene politische Meinungen repräsentieren, in den Bundesrat. Damit sind 80 Prozent des Parlaments in der Regierung. Dort sollen sie stellvertretend streiten, und dann folgen National- und Ständerat in der Regel dem Bundesrat. Für die ganz grossen Fragen wie EU, Unabhängigkeit, AHV, Steuern hat man das Volk als Richter, das entscheidet, was gilt. In unserem Konkordanzsystem ist das Volk die Opposition.

Ich war eine Ausnahmeerscheinung. Und das ist weder positiv noch negativ gemeint. Bei der Wahl stimmte ein Drittel der Parlamentarier für mich, weil sie dachten, er könne das. Ein Drittel fand, wir müssten der grössten Partei jetzt endlich den zweiten Sitz zugestehen. Der Rest wollte mich in die Regierung «einbinden», mich gewissermassen ruhigstellen.

Normalerweise werden möglichst Konsensfiguren in den Bundesrat gewählt. Es soll so weitergehen wie bisher. Der Bundesrat hat wenig Macht. Er ist Exekutive – ausführende Gewalt. Auf dem Papier, nach der Verfassung, liegt die Macht beim Volk, zusammen mit den Kantonen. Die faktische Macht liegt jedoch bei



«Kurz, aber intensiv»: Hans-Rudolf Merz, FDP, 2003 und 2010.



«Auferlegte Doppelzüngigkeit»: Blocher, SVP, 2003 und 2007.

«Ich möchte kein politischer Akteur sein»: Burkhalter, FDP, 2009 und 2017.

der Verwaltung. Erstens sind da viele. Zweitens überleben diese fast alle Bundesräte. Drittens haben sie ein grosses Netz untereinander. Und sie schauen auch meistens, dass sie mit den Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften auf einen Nenner kommen. So betrachtet, kommt es also gar nicht so darauf an, wer unter der Verwaltung regiert.

Didier Burkhalter (2009–2017) — Nach gut dreissig Jahren politischem Engagement stehe ich nicht mehr im Licht der Öffentlichkeit. Das wollte ich so. Ich befinde mich gerade auf dem Wege der Genesung. Die Operation, der ich mich unterzog, war notwendig, erfordert langwierige Nachuntersuchungen. Sie fiel in die Zeit meines Rückzugs aus der Politik. Nun schreibe ich Bücher, lebe, ausser bei meinen Buchreisen, zurückgezogen. Ich habe also das, was ich bereits angekündigt hatte, in die Tat umgesetzt: meinen Rückzug aus dem nationalen Leben, aus dem Leben als Politiker. Der Mensch dahinter lebt ein neues, unpolitisches

schers Akteur sein. Ich tue so meinen Respekt vor einer Institution kund, vor der Regierung unseres Landes, der ich von ganzem Herzen und viele Jahre lang gedient habe.

Johann Schneider-Ammann (seit 2010) — Barack Obama pflegte die Frage, wie das Amt ihn verändere, mit Verweis auf seine ergrauten Haare zu beantworten. Die äusserlichen Tribute, die man einer Exekutivrolle zollt, sind offensichtlich. Die inneren Veränderungen bleiben der Öffentlichkeit verborgen.

Das Amt des Bundesrates ist eine Tätigkeit der Extreme: eine Gratwanderung etwa zwischen der in unserem Land einzigartigen Gestaltungsmöglichkeit und fremdbestimmten Tagesabläufen. Zwischen dem Privileg, unser Land vertreten zu dürfen, und der damit einhergehenden medialen Exposition: Man wird dauernd begutachtet, beschrieben, beurteilt – oft von Personen, die relativ weit weg sind von der Sache, aber mit umso mehr Überzeugung am Werk. Eine Gratwanderung auch zwischen

dem eigenen Anspruch, allen Dossiers und Verpflichtungen gerecht zu werden, und der begrenzten Zeit.

Wie haben mich die acht Jahre in der Landesregierung verändert?

Erstens sind mein Stolz auf unser Land und das Wissen um seine einzigartigen Errungenschaften noch gewachsen. Es ist ein Unterschied, ob man als patriotischer Unternehmer und Bürger die Welt bereist – oder als Bundesrat dafür da ist, die Interessen der Schweiz zu vertreten.

Zweitens – das mag überraschen – habe ich Vorurteile über Bord geworfen. Beispielsweise war ich vor meinem Amt eher verwaltungsskeptisch. Viele Mitarbeitende in der Verwaltung haben mich aber positiv überrascht. Die grosse Mehrheit arbeitet qualifiziert und motiviert und durchaus im Bewusstsein, dass die Verwaltung Bürgern und Unternehmen zu dienen hat – und nicht umgekehrt. Drittens bin ich leider misstrauischer geworden. Ich kam aus der Unterneh-

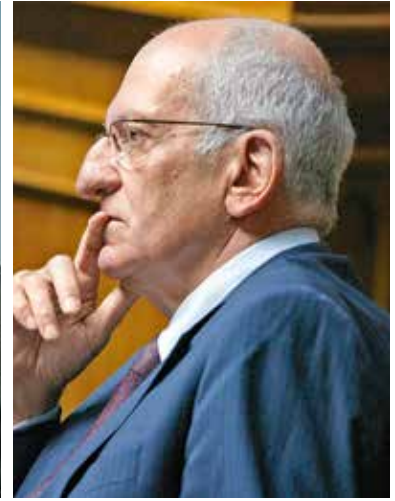
«Die Operation war notwendig, erfordert langwierige Nachuntersuchungen.»

Leben. Ich bin Autor, liebe das Schreiben und habe mehrere Bücher veröffentlicht, darunter eine Sammlung von Jugendgeschichten aus aller Welt, «Kinder der Erde», einen biografisch angehauchten Band.

Ich habe auch einen Roman geschrieben, «Wo See und Erde sprechen», den ich unlängst auf dem Buchfestival Olten vorgestellt habe. Ein drittes Buch erzählt von den Schicksalen der Generationen zwischen 1850 und 1950 in der Bretagne, Kanada, der US-Ostküste. Ich erzähle Ihnen das so ausführlich, weil ich als Autor dieselben Werte vertrete, die mir auch als Politiker wichtig waren: Frieden, Gerechtigkeit und Humanität. Ich nehme zu den Beschlüssen des Bundesrates nicht mehr direkt öffentlich Stellung, ich möchte kein politi-



«Tätigkeit der Extreme»: Johann Schneider-Ammann, FDP, 2010 und 2018.



«Du kannst den Auftrag nicht alleine erfüllen»: Ogi, SVP, 1987 und 2000.

«Nur noch ein einziges Pflichtenheft»: Couchepin, FDP, 1998 und 2009.

merwelt, in der zwar immer hart gerungen wurde – Abmachungen aber eingehalten wurden. Zu oft habe ich in der Politik andere Erfahrungen gemacht. Dies zu akzeptieren, fiel mir nicht einfach.

So sehr habe ich mich aber gar nicht verändert: Ich bin ein Unternehmer geblieben, der sich einsetzt für den liberalen Arbeitsmarkt, die Sozialpartnerschaft und das duale Bildungssystem. So dass möglichst alle Menschen in unserem Land einen Job und damit eine Perspektive haben. Ich bin ich geblieben. Das war mir das Wichtigste.

Adolf Ogi (1987–2000) — Ist Bundesrat zu sein ein «Abenteuer», wie Sie sagen? Ich glaube, das Amt ist eher eine sehr grosse Herausforderung, innerlich wie äusserlich.

Wenn ich mich durchleuchte und auf Leute höre, die mir nahe waren und mich kritisch begleitet haben, dann bin ich wahrscheinlich immer noch der gleiche Ogi wie vorher. Aber die Zeit im Bundesrat hat mich stärker gemacht, auch stärker im Einstecken. Natürlich ist seit dem Rücktritt die Last weg, auch die Last der allgegenwärtigen Verantwortung.

Wenn ich meiner politischen Arbeit ein Motto voranstellen muss, dann dieses: «Ich glaube an das, was ich mache. Und ich mache das, woran ich glaube.» Im Skiverband, vor allem aber auch in meiner «Universität», dem Militär, lernte ich führen. Ich war Kommandant eines Gebirgsfüsilier-Bataillons. Dabei habe ich vier Grundsätze erarbeitet, die mich auch als Bundesrat angeleitet haben.

Erstens: Du hast immer mit Menschen zu tun. Du musst bei jedem das Maximum herausholen. Lobend und fordernd.

Du hast, zweitens, mit diesen Menschen einen Auftrag zu erfüllen. Du kannst ihn nicht alleine erfüllen. Das relativiert deine Bedeutung. Du musst deinen Mitarbeitern jeden Tag den Auftrag in Erinnerung rufen. *De quoi s'agit-il?* Dann musst du diesen Menschen sagen, wie du führen willst, welche Schwere-

wichte du setzt, was für dich wichtig ist bei der Führung. Der vierte und letzte Punkt ist wahrscheinlich der wichtigste. Das ist die Kommunikation. Einmal nach aussen, aber noch wichtiger, nach innen. Wenn du nicht jeden Tag nach innen kommunizierst, was du willst, was der gemeinsame Auftrag ist, dann hast du nicht motivierte Mitarbeiter.

Ich wollte nicht verwalten, sondern gestalten. Glücklicherweise konnte ich in einem Departement arbeiten, in dem man sich als Macher oder Nichtmacher auszeichnen konnte, im damaligen Departement für Verkehr und Energiewirtschaft. Stichworte: Bahn 2000, Nationalstrassenbau und natürlich die Neat. Dass dieses Grossprojekt mit Kosten von über zwanzig Milliarden Franken ohne Baus-

«Je weniger man in solch einem Amt die eigene Tiefenstruktur verändert, desto besser.»

kandal umgesetzt werden konnte, erfüllt mich mit Genugtuung. Heute fahren täglich 220 Züge durch den Gotthard und 110 Züge durch den Lötschberg.

Zusammenfassend würde ich sagen, man bricht auf einen Weg auf, und man muss sich bewusst sein, dass dieser Weg auch mal endet. Und am Ende dieses Weges solltest du Zufriedenheit verspüren.

Pascal Couchepin (1998–2009) — Der Sprung von der kommunalen oder kantonalen Exekutive in den Bundesrat ist kein Sprung ins Ungewisse, weil wir ja als Parlamentarier Zeit und Gelegenheit hatten, die Arbeit der amtierenden Bundesräte zu beobachten. Der Wechsel vom Teilzeitpolitiker im Nationalrat zum Bundesrat vereinfachte meinen Alltag: Nun hatte ich nur noch ein einziges Pflichtenheft. Hingegen wurde der allgemeine Druck grösser, es galt, die Hoffnungen und Erwartungen, die in mich gesetzt wurden, zu erfüllen.

Ich habe in diesen Jahren viel darüber nachgedacht, was der Dienst am Staat bedeutet, was Gemeinwohl heisst oder was es heisst, Menschen zu führen, Krisen und Misserfolge zu durchlaufen – all das war für das neue Leben als Bundesratsmitglied unerlässlich, vor allem, um die nötige Distanz zu dieser Aufgabe zu wahren. Allerdings braucht man dazu viel Disziplin und eine gesunde Lebensführung, pausenlos: Schlaf, eine gute Ernährung, viel Bewegung. Während meiner elf Jahre als Bundesrat ging ich jeden Morgen spazieren, alleine oder mit jemandem zusammen, ob ich nun im Ausland war, ob ein Kollege mitkam oder jemand vom Sicherheitsdienst.

Nach den Bundesratssitzungen, nach den anschliessenden gemeinsamen Abendessen kehrte ich oft ins Wallis zurück, unternahm Bergwanderungen, liess die Sitzungen auf mich wirken, das, was schiefgelaufen oder gut gelungen war, und bereitete die nächsten Tage vor. Diese Pausen, die ich einlegte, wurden zusammen mit der körperlichen Ertüchtigung mit der Zeit mein Mittel, um Probleme zu relativieren, und erinnerten mich stets daran, dass die Zeit als Bundesrat begrenzt ist. In den ganzen elf Jahren habe ich höchstens ein Mal einen halben Arbeitstag aus Gesundheitsgründen versäumt, wenn ich mich richtig erinnere.

Als ich mein Departement übernahm, verbrachte ich mit jeder Amtsstelle gesondert einen Nachmittag, stellte Fragen, hörte zu. Am Anfang arbeitete ich noch mit dem Stab meines Vorgängers. Während meiner gesamten Zeit als Bundesrat habe ich die Mittagessen für Gespräche mit Kollegen, Parlamentariern, Professoren, Industriellen oder anderen Persönlichkeiten genutzt, zur Inspiration und um neue Ideen und Einsichten zu gewinnen. Ich denke, je weniger man in solch einem Amt die eigene Tiefenstruktur verändert, desto besser. Und wenn möglich sollten wir nach dem Amt immer noch dieselbe Person sein, die wir vor Amtsantritt waren! ○

Der grosse Graben

Der Uno-Migrationspakt bewegt die Schweiz. Welche Parlamentarier sind für ihn, welche dagegen? Die *Weltwoche* hat bei allen National- und Ständeräten nachgefragt.

Von Hubert Mooser

Der Uno-Migrationspakt will weltweite Regeln für den Umgang mit Arbeitsmigranten festlegen. Viele befürchten jedoch, dass er zum Einfallstor nach Europa wird für Hunderte von Millionen Migranten aus Afrika und dem arabischen Raum. Der Pakt soll am 10./11. Dezember in Marrakesch an-

lässlich einer Uno-Konferenz verabschiedet werden. Der Bundesrat wird aber an dieser Konferenz nicht teilnehmen – zu gross ist der Widerstand im Land. Er will zuerst die Debatte im Parlament abwarten, bevor er definitiv entscheidet. Die Lage bleibt brisant: Wie stellen sich die Parlamentarier nach der

Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative zum Migrationspakt? Schwellen die vielen überraschend kritischen Stimmen wieder ab?

Die *Weltwoche* wollte dies anhand einer Umfrage bei den 246 Parlamentariern in Erfahrung bringen. Die Frage lautete: «Soll die

Soll die Schweiz dem globalen Migrationspakt zustimmen?

NEIN

JA

WEISS NICHT/KEINE ANTWORT

SVP-FRAKTION

Jean-Luc Addor, NR/VS
Andreas Aebi, NR/BE
Thomas Aeschi, NR/ZG
Adrian Amstutz, NR/BE
Heinz Brand, NR/GR
Michaël Buffat, NR/VD
Roland Rino Büchel, NR/SG
Manfred Bühler, NR/BE
Thomas Burgherr, NR/AG
Marco Chiesa, NR/TI
Thomas de Courten, NR/BL
Marcel Dettling, NR/SZ
Roland Eberle, SR/TG
Hans Egloff, NR/ZH
Yvette Estermann, NR/LU
Sylvia Flückiger-Bäni, NR/AG
Sebastian Frehner, NR/BS
Hannes Germann, SR/SH
Andrea Geissbühler, NR/BE
Ulrich Giezendanner, NR/AG
Andreas Glarner, NR/AG
Alice Glauser-Zufferey, NR/VD
Roger Golay, NR/GE
Franz Grüter, NR/LU
Diana Gutjahr, NR/TG
Markus Hausammann, NR/TG
Verena Herzog, NR/TG
Erich Hess, NR/BE
Christian Imark, NR/SO
Peter Keller, NR/NW
Barbara Keller-Inhelder, NR/SG
Hansjörg Knecht, NR/AG
Roger Köppel, NR/ZH
Alex Kuprecht, SR/SZ
Thomas Matter, NR/ZH
Th. Minder, parteilos, SR/SH
Thomas Müller, NR/SG
Felix Müri, NR/LU
Yves Nidegger, NR/GE
Pierre-André Page, NR/FR

Roberta Pantani, Lega, NR/TI
Nadja Pieren, NR/BE
Maximilian Reimann, NR/AG
Lukas Reimann, NR/SG
Natalie Rickli, NR/ZH
Jean-François Rime, NR/FR
Albert Rösti, NR/BE
Franz Ruppen, NR/VS
Gregor Rutz, NR/ZH
Werner Salzmann, NR/BE
Sandra Sollberger, NR/BL
Jürg Stahl, NR/ZH
Luzi Stamm, NR/AG
Barbara Steinemann, NR/ZH
Mauro Tuena, NR/ZH
Hans-Ueli Vogt, NR/ZH
Erich von Siebenthal, NR/BE
Bruno Walliser, NR/ZH
Walter Wobmann, NR/SO
Claudio Zanetti, NR/ZH
David Zuberbühler, NR/AR
Céline Amaudruz, NR/GE
Beat Arnold, NR/UR
Toni Brunner, NR/SG
Raymond Clottu, NR/NE
Peter Föhn, SR/SZ
Jean-Pierre Grin, NR/VD
Alfred Heer, NR/ZH
Werner Hösli, SR/GL
Thomas Hurter, NR/SH
Magdalena Martullo, NR/GR
Jacques Nicolet, NR/VD
Lorenzo Quadri, Lega, NR/TI
Pirmin Schwander, NR/SZ

SP-FRAKTION

Angelo Barrile, NR/ZH
Samuel Bendahan, NR/VD
Brigitte Crottaz, NR/VD
Laurence Fehlmann R., NR/GE
Yvonne Feri, NR/AG
Claudia Friedl, NR/SG
Barbara Gysi, NR/SG
Philipp Hadorn, NR/SO
Bea Heim, NR/SO
Margret Kiener Nellen, NR/BE
Susanne Leutenegger O., NR/BL
Jacques-André Maire, NR/NE
Mattea Meyer, NR/ZH
Martina Munz, NR/SH
Martin Naef, NR/ZH
Corrado Pardini, NR/BE
Valérie Piller Carrard, NR/FR
Silvia Schenker, NR/BS
U. Schneider Schüttel, NR/FR
Priska Seiler Graf, NR/ZH
Silva Semadeni, NR/GR
Carlo Sommaruga, NR/GE
Cédric Wermuth, NR/AG
Adrian Wüthrich, NR/BE
Matthias Aebischer, NR/BE
Jacqueline Badran, NR/ZH
Didier Berberat, SR/NE
Prisca Birrer-Heimo, NR/LU
Pascale Bruderer Wyss, SR/AG
Marina Carobbio Gus., NR/TI
Anita Fetz, SR/BS
Pierre-Alain Fridez, NR/JU
Chantal Galladé, NR/ZH
Edith Graf-Litscher, NR/TG
Thomas Hardegger, NR/ZH
Claude Hêche, SR/JU
Claude Janiak, SR/BL
Beat Jans, NR/BS
Daniel Jositsch, SR/ZH
Christian Levrat, SR/FR

Ada Marra, NR/VD
Liliane Maury Pasquier, SR/GE
Min Li Marti, NR/ZH
Nadine Masshardt, NR/BE
Fabian Molina, NR/ZH
Roger Nordmann, NR/VD
Eric Nussbaumer, NR/BL
Paul Rechsteiner, SR/SG
Mathias Reynard, NR/VS
Rebecca Ana Ruiz, NR/VD
Géraldine Savary, SR/VD
Hans Stöckli, SR/BE
Manuel Tornare, NR/GE
Flavia Wasserfallen, NR/BE
Roberto Zanetti, SR/SO



«Eingehend prüfen»: Parlamentsdebatte.

Schweiz dem Pakt zustimmen – ja oder nein?» Mehr als die Hälfte der National- und Ständeräte haben geantwortet. Keine Überraschung bei den Pol-Parteien: Bei der SVP sagen alle nein, bei der SP alle ja. Es hängt also von der FDP und der CVP ab, ob der Pakt in der Schweiz durchfällt.

Die CVP windet sich

Zuerst die FDP: 17 Freisinnige sind bis heute standhaft geblieben und lehnen den Migrationspakt ab – darunter FDP-Präsidentin Petra Gössi. Bei der CVP lehnen nur Nationalrat Leo Müller (LU) und Ständerat Stefan Engler (CVP) den Pakt klar ab. Alle anderen singen im Chor mit Fraktionschef Filippo

Lombardi. «Der Ständerat hat soeben beschlossen, eine bundesrätliche Botschaft samt Bundesbeschluss zu verlangen», sagt der Tessiner. «Wenn diese dem Parlament unterbreitet wird, werden wir die Inhalte des Paktes und seine möglichen Auswirkungen auf die Schweizer Gesetzgebung eingehend prüfen.» Mit anderen Worten: Die CVP windet sich um eine klare Antwort auf die einfache Frage.

Eines scheint indes sicher: Hätte es die Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative nicht gegeben, würde der Bundesrat an der Uno-Konferenz in Marrakesch wohl teilnehmen und den Pakt ohne Wenn und Aber verabschieden. ○

FDP-FRAKTION

Laurent Wehrli, NR/VD
 Hans-Ulrich Bigler, NR/ZH
 Thierry Burkart, NR/AG
 Josef Dittli, SR/UR
 Marcel Dobler, NR/SG
 Kurt Fluri, NR/SO
 Olivier Feller, NR/VD
 Doris Fiala, NR/ZH
 Petra Gössi, NR/SZ
 Matthias Samuel Jau., NR/AG
 Isabelle Moret, NR/VD
 Damian Müller, SR/LU
 Walter Müller, NR/SG
 Philipp Müller, SR/AG
 Bruno Pezzatti, NR/ZG
 Martin Schmid, SR/GR
 Albert Vitali, NR/LU
 Christian Wasserfallen, NR/BE
 Fabio Abate, SR/TI
 Philippe Bauer, NR/NE
 Frédéric Borloz, NR/VD
 Jacques Bourgeois, NR/FR
 Andrea Caroni, SR/AR
 Rocco Cattaneo, NR/TI
 Raphael Comte, SR/NE
 Fathi Derder, NR/VD
 Corina Eichenberger-W., NR/AG
 Joachim Eder, SR/ZG
 Christoph Eymann, NR/BS
 Olivier Français, SR/VD
 Benoît Genecand, NR/GE
 Thomas Hefti, SR/GL
 Hugues Hiltpolt, NR/GE
 Karin Keller-Sutter, SR/SG
 Christian Lüscher, NR/GE
 Christa Markwalder, NR/BE
 Giovanni Merlini, NR/TI
 Philippe Nantermod, NR/VS
 Ruedi Noser, NR/ZH
 Hans-Peter Portmann, NR/ZH

Regine Sauter, NR/ZH
 Hansjörg Brunner, NR/TG
 Peter Schilliger, NR/LU
 Daniela Schneeberger, NR/BL
 Beat Walti, NR/ZH
 Hans Wicki, SR/NW

CVP-FRAKTION

Claude Bégli, NR/VD
 Beat Rieder, SR/VS
 Stefan Engler, SR/GR
 Leo Müller, NR/LU
 Thomas Ammann, NR/SG
 Viola Amherd, NR/VS
 Guillaume Barazzone, NR/GE
 Ivo Bischofberger, SR/AI
 Christine Bulliard-M., NR/FR
 Martin Candinas, NR/GR
 Dominique de Buman, NR/FR
 Thomas Egger, NR/VS
 Daniel Fässler, NR/AI
 Ida Glanzmann-H., NR/LU
 Andrea Gmür-S., NR/LU
 Alois Gmür, NR/SZ
 Jean-Paul Gschwind, NR/JU
 Niklaus-S. Gugger, EVP, NR/ZH
 Peter Hegglin, SR/ZG
 Ruth Humbel, NR/AG
 Philipp Kutter, NR/ZH
 Christian Lohr, NR/TG
 Filippo Lombardi, SR/TI
 Stefan Müller-Altermatt, NR/SO
 Géraldine Marchand-B., NR/VS
 Nicolo Paganini, NR/SG
 Gerhard Pfister, NR/ZG
 Fabio Regazzi, NR/TI
 Kathy Riklin, NR/ZH
 Markus Ritter, NR/SG
 Benjamin Roduit, NR/VS
 Marco Romano, NR/TI
 Elisabeth Schneider-S., NR/BL
 Anne Seydoux-Christe, SR/JU
 Marianne Streiff-F., EVP, NR/BE
 Karl Vogler, NR/OW

GRÜNE FRAKTION

Sibel Arslan, NR/BS
 Daniel Brélaz, NR/VD
 D. de la Reussille, PDA, NR/NE
 Robert Cramer, SR/GE
 Bastien Girod, NR/ZH
 Balthasar Glättli, NR/ZH
 Maya Graf, NR/BL
 Irène Kälin, NR/AG
 Lisa Mazzone, NR/GE
 Regula Rytz, NR/BE
 Adèle Thorens Goumaz, NR/VD
 Michael Töngi, NR/LU
 Aline Trede, NR/BE

GRÜNLIBERALE FRAKTION

Kathrin Bertschy, NR/BE
 Beat Flach, NR/AG
 Jürg Grossen, NR/BE
 Tiana Angelina Moser, NR/ZH
 Martin Bäumle, NR/ZH
 Isabelle Chevalley, NR/VD
 Thomas Weibel, NR/ZH

BDP

Rosmarie Quadranti, NR/ZH
 Duri Campell, NR/GR
 Hans Grunder, NR/BE
 Bernhard Guhl, NR/AG
 Lorenz Hess, NR/BE
 Martin Landolt, NR/GL
 Werner Luginbühl, SR/BE
 Heinz Siegenthaler, NR/BE

Kolchose Solothurn

Die Finanzausgleichszahlungen steigen 2019 für Solothurn am stärksten. Dies belegt die Strukturschwäche eines staatsgläubigen Kantons.

Von Christoph Mörgeli

367,4 Millionen Franken sollen nächstes Jahr nach Solothurn fliessen, das sind 42,5 Millionen mehr als 2018. Der Kanton erhält vom Bund und von den sieben Geberkantonen gegen ein Drittel der landesweit vorgesehenen Mehrauszahlungen, was dem höchsten Pro-Kopf-Anteil entspricht. Dennoch fragte die staatstragende Kantonalpartei kürzlich selbstbewusst in ihrem Organ: «Wohin soll die FDP den Kanton Solothurn führen?» Die FDP wiederum wird geführt vom munteren Stefan Nünlist, Kommunikationschef der staatlich beherrschten Swisscom. Innige Staatsnähe hat beim Solothurner Freisinn Tradition. Die Kantonsratsfraktion lädt die Kantonsangestellten regelmässig «zum Gespräch» ein. Denn die FDP ist Solothurn. Und Solothurn ist die FDP.

Diese Devise einer Staatspartei gilt seit dem Volkstag von Balsthal. Dort wurde am 22. November 1830 von der Treppe des Gasthauses «Rössli» durch die Liberalen die Volkssouveränität gefordert. Seither bildet der Freisinn die prägende politische Kraft im Kanton Solothurn. Erst 1941 verlor die FDP ihre absolute Mehrheit im Kantonsrat, 1952 auch im Regierungsrat.

Freisinn als Volkspartei

Die gegen die Liberalen opponierenden Katholisch-Konservativen vermochten im Grunde nur wenig auszurichten. Doch sie fanden sich einigermaßen willig mit der zweiten Geige ab. Überhaupt hatten die Solothurner «Schwarzen» wenig gemein etwa mit den Freiburger Katholiken, die sich im Kampf der Konfessionen weit aggressiver gebärdeten. Die beiden Parteien lebten eine mehr oder weniger friedliche Koexistenz und beschworen gemeinsam den «Wengi-Geist»: Der Solothurner Bürgermeister Niklaus von Wengi gilt als Inbegriff von Duldsamkeit, Mass und Mitte, seit er sich 1533 vor die Kanonen der bürgerkriegsbereiten Konfessionseiferer gestellt hat.

Sooft der Kanton einen Bundesrat stellen durfte, war es zunächst ein FDP-Exponent, angefangen bei Josef Munzinger und Bernhard Hammer im 19. Jahrhundert, im 20. Jahrhundert fortgesetzt mit den Arbeitgebervertretern Hermann Obrecht und Walther Stampfli. In neuerer Zeit bekundete die FDP allerdings Mühe, ihre tonangebende Stellung zu behaupten. Die beiden jüngsten Solothurner Bundesräte Willi Ritschard und Otto Stich waren Sozialdemokraten. Vorbei schienen die Zeiten, als die FDP auch als Arbeiter-



«Wohin soll die FDP den Kanton Solothurn führen?»

partei auftrat, organisiert im «Freien Arbeiterverband des Kantons Solothurn». Der letzte echte Arbeiter im eidgenössischen Parlament war der Werkzeugmacher Josef Grolimund, der 1959 bis 1975 für die Solothurner FDP im Nationalrat sass. 2011 verlor der Freisinn erstmals den zuvor ununterbrochen gehaltenen Ständeratssitz an die CVP und 2017 auch ihren seit Menschengedenken gehaltenen zweiten Sitz im Regierungsrat an die Grünen. Bei den Wahlen ins Stadtparlament von Solothurn überholte die SP letztes Jahr

die FDP um ein Mandat, obwohl Letztere den höchsten Wähleranteil erreichte.

Ordnungspolitisch hat sich die Solothurner FDP seit langem vom Zürcher Wirtschaftsfreisinn distanziert. Der freisinnige Finanzdirektor Christian Wanner – Verwalter eines steuerlich schlechten Mittelmasses – profilierte sich als Kritiker des Steuerwettbewerbs und half mit, die Unternehmenssteuerreform III der Bürgerlichen abzuschliessen. Michael Hug, ehemaliger Chefredaktor der *Berner Zeitung*, wundert sich, dass man bei

«der milliardenschweren Ausfinanzierung der Pensionskasse nicht einmal mehr auf die Idee kommt, dass auch das Staatspersonal seinen Anteil dazu beitragen könnte». Beim Solothurnischen Staatspersonalverband amtiert der frühere FDP-Kantonsrat Beat Käch als Präsident, seine Parteikollegin Corinne Saner als Vizepräsidentin und CVP-Ständerat Pirmin Bischof als Sekretär. Kein einziger anderer Kanton kennt einen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) für seine Angestellten. Damit ist dem Solothurner Kantonsparlament das Mitwirkungsrecht in Lohnfragen für rund 11 000 staatlich Besoldete faktisch entzogen und an eine Beamten-Gewerkschaft delegiert. Die Entscheide fallen in der angeblich paritätisch zusammengesetzten vierzehnköpfigen Gesamtarbeitsvertragskommission (GAVKO), in der ein einziges Mitglied nicht kantonale besoldet ist; alle übrigen sind direkte Profiteure von Lohnhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen. Eben erst kam der Staatspersonalverband ins Gerede, weil er den «Solidaritätsbeitrag» von fünf Franken pro Mitglied mutmasslich für Pensionskassen zweckentfremdete (*Weltwoche* Nr. 41/18).

Die SVP ist unerwünscht

Teilen ist in Solothurn keine Stärke der historischen Parteien. Obwohl gemäss Kantonsverfassung die «politischen Richtungen angemessen zu berücksichtigen» wären, wurde die Einsitznahme der SVP in den erlauchten Kreis von zehn Oberrichtern und acht Ersatzrichtern bis heute erfolgreich hintertrieben. Dabei kam unlängst an den Tag, dass die Oberrichter jeweils Empfehlungen abgeben und sich so gewissermassen selber ergänzen. Gewaltenteilung im Sinne der Balsthaler Versammlung von 1830 sähe anders aus. SVP-Nationalrat Christian Imark lässt seinem Unmut freien Lauf: «Wenn ein nicht therapierbarer mehrfacher Kinderschänder einfach freigelassen wird, ist das auch das Resultat einer abgeschotteten, wirklichkeitsfremden Justizkaste.» Dass Solothurns Oberstaatsanwalt Hansjürg Brodbeck seine Forderung nach drei zusätzlichen Staatsanwälten mit der aufwendigen Umsetzung der Ausschaffungsinitiative begründete, sorgte bei der SVP zusätzlich für rote Köpfe. Tatsächlich hätten Ausschaffungs- und Durchsetzungsinitiative klare Verhältnisse geschaffen und die Arbeit der Staatsanwälte vereinfacht.

Als der Regierungsrat 2017 eine elfköpfige Begleitgruppe zur Umsetzung der «Steuervorlage 17» im Kanton ernannte, achtete er kleinlich darauf, die SVP als wählerstärkste Partei der letzten Nationalratswahlen auszuschlies-

sen. Dafür sitzt in dem im Geheimen tagenden Gremium der Solothurner Stadtpräsident Kurt Fluri, gewissermassen das personifizierte Prinzip des Solothurner Freisinns. Die Kleinstadt wird von einer dreissigköpfigen Exekutive regiert, was dem Stadtpräsidenten und seiner Verwaltung eine bemerkenswerte Machtfülle sichert. Für neun Millionen Franken kauften Stadt und Kanton das Hotel «Krone», um für den Umbau nochmals 20 Millionen aufzuwerfen. Stadtpräsident Fluri bezeichnete dies bei der Neueröffnung als «ordnungspolitisch absolut vertretbar». 2017 gab Fluri zum Ärger seiner eigenen Partei den Stichentscheid gegen eine Steuersenkung. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist er der bestbezahlte Stadtpräsident der Schweiz; der Berufspolitiker streicht gesamthaft ein Jahreseinkommen von 400 000 Franken ein.

Staatsbetrieb konkurriert Privatwirtschaft

Die kolchoseartig organisierte Solothurner Staatswirtschaft verkörpert die von Kurt Fluri präsidierte Regio Energie Solothurn. Dieses Unternehmen mit 153 Vollzeitstellen gehört zu hundert Prozent der Stadt Solothurn. Es erwirtschaftet 88,5 Millionen Franken Umsatz und versorgt das Stadtgebiet mit Strom – und überdies zahlreiche Landgemeinden mit Gas, Wärme, Wasser sowie «handwerklichen und ingenieurmässigen Dienstleistungen in den Bereichen Netzbau, Hausinstallationen und haustechnische Lösungen». Dabei befindet sich der Dienstleistungsbereich laut Geschäftsbericht von 2017 «nach wie vor in einem hochkompetitiven Umfeld». Gemeint sind wesentlich kleinere Privatfirmen, deren Offerten vom Staatsanbieter regelmässig unterboten werden.



Stadtpräsident Fluri.

Fluri war zum Ärger seiner Partei gegen die Steuersenkung.

Von Regio Energie angepriesen werden «Liegenschaftslösungen», «Energieberatungen», «Installationen» in den Bereichen Heizen, Sanitär, Elektro und Service – und zwar von der Inbetriebsetzung bis zu Wartung, Reparatur, Störungsbehebung und Instandhaltung. «Wir sind ein integraler Dienstleister in Sachen Energie, Gebäude- und Umwelttechnik, IT-Services, Inkasso und

in weiteren Bereichen», rühmt der Solothurner Staatsbetrieb seinen «Energieservice public». Diese angriffige, ja übergriffige Konkurrenz von privatwirtschaftlichen Anbietern auf einem freien Markt sorgt zunehmend für Ärger. Zumal Kurt Fluri das Unternehmen mit Einzelunterschrift regiert – was den Regeln guter Governance längst widerspricht. Jedenfalls hat der kantonale Gewerbeverband den FDP-Mann bei seiner Ständeratskandidatur nicht unterstützt. Gewundert hat sich darüber eigentlich nur Fluri selber. ○

Debatten

Mama kommt nicht

Der Arbeitgeberverband will, dass Mütter mehr arbeiten. Und was passiert mit den Kindern?

Im Kindergarten wird ein Krippenspiel aufgeführt. Die Mütter und ein paar Väter sitzen auf kleinen Stühlen, Maria und Josef, die Könige, die Hirten und die Schafe blicken stolz. Bis auf Lou (Name geändert). Sie schaut unverwandt zur Tür. Kommt Mama noch? Es ist neun Jahre her, aber das Gesicht von Lou habe ich nicht vergessen.

Ihre Mutter war in hoher Position bei einem Zementkonzern. Sitzung mit der Geschäftsleitung oder so; sicher hätte sie ihr Fehlen sauber erklären können. Aber allen war klar, was der kleinen Lou auch klar war: Der Job ist wichtiger als sie. Ich dachte: «Das mache ich nie.»

Eine Koalition aus Wirtschaft und Politik will, dass Mütter mehr arbeiten. Der Arbeitgeberverband organisierte ein Treffen. Der Bundesrat lockt mit Zückerchen: Wer seine Kinder fremdbetreuen lässt, soll bis zu 25 000 Franken von der direkten Bundessteuer abziehen können. Es fehlen Fachkräfte. Ausserdem kurbelt es den Konsum an, wenn auf einen Haushalt zwei Löhne kommen. Da liegt ein grösseres Auto drin und das neue iPhone. Schön.

Nur: Vor kurzem war zu lesen, dass jedes fünfte Mädchen und jeder achte Junge der zwei-

Ausserdem kurbelt es den Konsum an, wenn auf einen Haushalt zwei Löhne kommen.

ten Sekundarstufe in Zürich Anzeichen einer Angststörung oder Depression aufweisen. In Klassenlagern würden mehr Kinder als früher Heimweh verspüren. Die Lehrer rätseln darüber. Ich sehe einen Zusammenhang. Vier von fünf Müttern arbeiten. In Zürich gibt es 300 Kinderkrippen. Kinder wachsen heutzutage in einem weniger stabilen Umfeld auf. Morgen müssen alle um acht draussen sein, schon Babys. Abends kommen alle erschöpft heim. Rasch das Znacht auf den Tisch, die Aufgaben, ins Bett: Alles ist durchgetaktet. Ist das Kind schon so häufig getrennt von der Mutter, möchte es nicht auch noch eine ganze Lagerwoche weg sein.

Ich halte es anders und bin immer für die Kinder da. Nicht, dass mir meine Töchter jeden Mittag ihr Herz ausschütteten. Aber wir haben Zeit füreinander. Die Kehrseite für mich ist die Warterei auf die Kinder. Für die Töchter? Die jüngere findet, ich solle mehr arbeiten. Dann hätte sie mehr Kleider. Oder wir hätten endlich ein Auto. *Daniela Niederberger*



Wie eine Modelleisenbahn: Screenshots aus dem «Landwirtschafts-Simulator».

Mähdrescher für alle

Millionen von Fans weltweit spielen auf Computern und Konsolen mit dem «Landwirtschafts-Simulator» aus Schlieren. Gerade ist eine neue Version des Bestsellers auf den Markt gekommen. Zu Besuch bei den erfolgreichsten Game-Entwicklern des Landes. *Von Rico Bandle und Nathan Beck (Bild)*

Wer in solchen Büros residiert, hat es geschafft. Alles ist neu hier, alles bunt und durchgestylt. Die raumhohen Fenster erlauben einen Blick über das gesamte Limmattal.

Vor neun Monaten haben die vier jungen Eigentümer von Giants Software ihren neuen Hauptsitz im obersten Stock eines modernen Bürogebäudes beim Bahnhof Schlieren ZH bezogen. Die repräsentativen Räume mit gläsernen Wänden und Designermöbeln sind das Resultat eines sagenhaften Erfolgs: Hier wird der «Landwirtschafts-Simulator» entwickelt, das erfolgreichste Videospiele aus Schweizer Produktion, ein weltweiter Bestseller.

Eben ist die neueste Version auf den Markt gekommen. In den zehn Tagen seit der Lancierung sind eine Million Exemplare verkauft worden, zu einem Preis zwischen dreissig und sechzig Franken.

Die zwei Gründer der Firma, Christian Ammann und Stefan Geiger, empfangen den Besucher in legerer Freizeitkleidung, wie es sich in dieser Branche gehört. Vor fünfzehn Jahren haben sie zusammen in einer bescheidenen Wohngemeinschaft im Zürcher Kreis 3 mit der Entwicklung des Simulators begonnen. Die ersten zwei Mitarbeiter – heute auch Teilhaber der Firma – hatten ihren Arbeitsplatz bei ihnen zu Hause, ein Büro konnten sie sich nicht leisten. Mittlerweile beschäftigt Giants Software fünfzig Angestellte in der Schweiz, in Deutschland und in Tschechien, wobei die gesamte Entwicklung und Programmierung noch immer in Schlieren stationiert ist.

Die beiden Gründer zeigen sich in bester Laune. Mit gutem Grund. Ihr Betrieb gehört zu den führenden Game-Studios Europas. In der Schweiz kommt kein anderes auch nur annähernd auf solche Verkaufszahlen. Seit 2008 die erste Version des «Landwirtschafts-Simula-



Das Spiel ist nie zu Ende: Unternehmer Ammann (l.), Geiger.

tors» auf den Markt kam, haben die Schweizer Digital-Bauern sagenhafte 70 Millionen Spiele verkauft. Umsatzzahlen geben sie keine bekannt, das jährliche Wachstum liege aber im zweistelligen Prozentbereich.

Reiche Ernte

Ziel des Spiels ist es, einen Bauernbetrieb aufzubauen und zu führen. Man kauft und bestellt Felder, baut Silos und Ställe, kümmert sich um Tiere und die Ernte. Zwei Elemente stehen dabei im Fokus. Zum einen der wirtschaftliche Teil, also der effiziente Aufbau eines Hofes samt Fuhrpark, Anbau von Nutzpflanzen, Einstellen von Personal, Melken der Kühe, Verkauf der Produkte. Zum anderen die Simulation: Man kann aus unzähligen originalgetreuen Traktoren, Mähdreschern

und Erntemaschinen auswählen und mit ihnen herumfahren, auf einem Pferd durch die Landschaft reiten oder im Führerstand eines Zugs die Rolle des Lokomotivführers übernehmen.

Das Spiel ist nicht nur bei Städtern beliebt, die vom Landleben träumen, sondern auch bei Bauern. «Hier haben sie die Möglichkeit, mit Maschinen herumzufahren, die sie sich selber nicht leisten können. Oder Höfe von amerikanischem Ausmass zu bewirtschaften», sagt Chefentwickler Stefan Geiger. Die neue Version erlaubt es zum Beispiel, mit imposanten Erntemaschinen über endlose Baumwollfelder zu fahren oder mit modernsten Mähdreschern Weizen, Raps oder Gerste zu ernten. Sie bekämen viele Rückmeldungen von Bauern, sagt Geiger. «Aber die Profi-Landwirte machen ins-



gesamt nur einen kleinen Anteil der Kundenschaft aus.»

Der Fahrzeugpark ist zweifellos das Herzstück des Spiels. Mit über hundert Herstellern haben die Schweizer Verträge abgeschlossen, um deren Produkte elektronisch nachbauen zu dürfen. Der Weltmarktführer John Deere ist erst seit der neuesten Version dabei. «Die Verhandlungen haben sich über Jahre hingezogen», sagt CEO Christian Ammann. Was die Knackpunkte waren, dürfe er nicht sagen.

25 Prozent des Umsatzes in den USA

Um eine originalgetreue Simulation von Traktoren und Erntemaschinen zu ermöglichen, brauchen die Experten aus Schlieren Zugang zu den echten Maschinen. Diese werden mit mehreren Mikrofonen ausgestattet, die die Motorengeräusche aufzeichnen. «Wir fahren mit den Fahrzeugen aufs Feld, führen Manöver durch, so dass das Geräusch im Spiel dann möglichst authentisch ist», erzählt Ammann. Die Fleissarbeit, die digitalen 3-D-Modelle zu erstellen, wird von den fünf Mitarbeitern in Tschechien bewältigt.

Rund ein Drittel der Belegschaft von Giants Software hat einen landwirtschaftlichen Hintergrund, einige stammen aus Bauernfamilien, so auch Creative Director Thomas Frey. «Wir gehen auch an Landwirtschaftsmessen, um immer auf dem neuesten Stand zu bleiben.»

Die zwei Gründer kamen bisher ganz ohne fremdes Geld aus, die Firma ist organisch gewachsen. «2004 haben wir begonnen, die Technologie zu entwickeln, die bis heute den Erfolg des Spiels ausmacht», sagt Stefan Geiger. Er vergleicht die Technik mit einem Motor beim Auto. «Einige Hersteller kaufen die Motoren hinzu, sind entsprechend vom Lieferanten abhängig, andere entwickeln sie selber, so wie wir.» Im Fachjargon spricht man denn auch von der *Engine*, die es in diesem Fall ermöglicht, Schatten und Licht zu berechnen und eine Spielwelt bereitzustellen, die für den Kunden nach Belieben erweiter- und veränderbar ist – wie eine Modelleisenbahn. Ausserdem können über das Internet bis zu sechzehn Leute gleichzeitig in einer Farmlandschaft mitspielen.

Die Figuren bewegen sich darin völlig frei, es gibt unendlich viele Gestaltungsmöglichkeiten. Das Spiel ist nie zu Ende. «Open World» heisst dieses komplexe Game-Genre, das sich einer wachsenden Beliebtheit erfreut.

«Namhafte Hersteller haben versucht, unser Spiel zu kopieren. Alle sind kläglich gescheitert», sagt Geiger, der an der ETH Informatik studiert hat. «Das liegt an unserer *Engine*. Wie wichtig die Technik ist, unterschätzen die meisten Game-Designer.» Jungen Leuten, die als Programmierer ins Gaming-Geschäft einsteigen wollen, empfiehlt er, ein Informatikstudium zu absolvieren und nicht einen Gaming-Lehrgang an einer Hochschule für Gestaltung.

Den «Landwirtschafts-Simulator» kann man auf allen gängigen Computersystemen und Konsolen spielen, etwa auf Playstation, Xbox oder Nintendo. In den letzten Jahren ist eine vereinfachte Version für Mobiltelefone hinzugekommen. Bereits 25 Prozent des Umsatzes wird mit diesem Mobile-Game erzielt, obschon es nur 5 Franken kostet. Der grösste Absatzmarkt sind die USA, dort erwirtschaftet Giants Software rund 40 Prozent des Umsatzes, es folgen Deutschland und Frankreich. Ein grosses Potenzial besteht in Asien: Bisher konnte sich das Game erst in Japan durchsetzen.

Übernahmeangebot aus China

Damit auch Kinder Freude am Spiel haben, sind viele Funktionen vereinfacht nutzbar. Je nach Einstellung fahren die Traktoren fast automatisch, gehen die Pflanzen nicht kaputt, wenn man mit schwerem Gefährt über das Feld fährt, oder das Gemüse bleibt auch dann geniessbar, wenn man den richtigen Zeitpunkt zur Ernte verpasst. Gewalt oder tote Tiere gibt es keine. Die unschöne Seite der Massentierhaltung wird ausgeblendet, was eine Tierschutzorganisation vor einigen Monaten zu einem Protestbrief veranlasst hat. «Wir zeigen eine heile Welt. Brutale Spiele gibt es genug», sagt Christian Ammann. Eltern können also die Kinder mit gutem Gefühl spielen lassen. Auch Landwirtschaftssubventionen kommen nicht vor, man wolle sich aus der Politik raushalten.

Um das Spiel weiterzuentwickeln, stehen die Macher in engem Kontakt mit Tausenden von Nutzern. Sie konsultieren die Internetforen, in denen das Spiel diskutiert wird, organisieren Treffen, gehen an Messen. «Viele Ideen für neue Funktionen kommen von den Spielern», sagt Ammann. Zudem enthält der «Landwirtschafts-Simulator» eine wichtige Funktion, mit der eingefleischte Fans das Spiel aktiv mitgestalten: Sie können eigene Gebäude und Fahrzeuge bauen und diese über eine eigens kreierte Internetplattform anderen Spielern zur Verfügung stellen.

Zum Teil sind dies enorm aufwendige Sachen. «Ein Team aus Dänemark hat eine Winterfunktion programmiert, bei der Schnee fällt und man mit einem Pflug die Wege pflügen muss», schwärmt Ammann. Ein anderer Nutzer hat ein Sprühflugzeug für Pflanzenschutzmittel gebaut, mit dem über die Felder geflogen werden kann. Giants Software beschäftigt ein dreiköpfiges Forschungsteam, dessen Aufgabe es ist, neue Techniken zu prüfen und Trends aufzuspüren. Die vor einigen Jahren als grosse Innovation gepriesenen Virtual-Reality-Brillen seien nicht interessant. «Die Hardware-Verkäufe sind schon wieder rückläufig», sagt Stefan Geiger. Langfristiges Ziel sei es, den «Landwirtschafts-Simulator» zu einem *Massively Multiplayer Online Game (MMO)* zu auszubauen. Also zu einem System, bei dem nicht bloss sechzehn Teilnehmer miteinander in einer Welt spielen können, sondern Tausende. Wie etwa bei «World of Warcraft». «Technologisch ist dies extrem anspruchsvoll. Aber es wäre grossartig.»

Giants Software gehört auch heute noch zu 100 Prozent den zwei Gründern und deren ersten beiden Mitarbeitern. «Wir hatten schon mehrere extrem lukrative Übernahmeangebote, auch aus China», sagt CEO Christian Ammann. Ein Verkauf komme im Augenblick aber nicht in Frage. «Wir haben diese Firma, weil sie uns Spass macht.» Der Enthusiasmus ist ungebrochen. So steht es für sie auch nicht zur Diskussion, sich auf Managementaufgaben zu konzentrieren. «Wir sind selber Teil der Entwicklung des Produkts, und das wird auch so bleiben.» ○

Optimale Betriebstemperatur

An der Weltklimakonferenz in Polen wird über die Folgen der Erderwärmung debattiert. Für die Schweiz wären diese gemäss einer grossen Studie des Internationalen Währungsfonds positiv: weniger Krankheiten, weniger Heizbedarf, höhere Produktivität. *Von Alex Baur*

Im Jahre des Herrn 1678 legten die Bewohner von Fiesch VS gegenüber dem Papst Innozenz XI. ein Gelübde ab: Sie wollten fortan tugendhaft leben und beten, damit der Aletschgletscher nicht mehr weiterwachsen möge. Ob Gott die Gebete erhörte, ist eine Glaubensfrage, jedenfalls schrumpft der Gletscher seit dem Ende der sogenannten Kleinen Eiszeit (zirka 1850). Heute ist es wieder etwa so warm wie im frühen Mittelalter. Deshalb kehrten die Fiescher 2012 ihre Bitte an den Papst offiziell um. Seither beten die Walliser, damit der Aletschgletscher wieder wächst.

Was ist die ideale Temperatur? Was bedeutet eine Erwärmung der Erde um zwei oder auch vier Grad, wie es der Weltklimarat bis Ende dieses Jahrhunderts prognostiziert? Die Antwort lautet: Für die Schweiz und die meisten Industrieländer wären die Folgen überwiegend positiv. Das behauptet nicht irgendein Verschwö-

Die Klimaerwärmung hat nur einen marginalen Einfluss auf das wirtschaftliche Wachstum.

rungstheoretiker. Es ist vielmehr das Fazit einer sehr umfangreichen, bisher kaum beachteten Studie des Internationalen Währungsfonds (IWF) im «World Economic Outlook 2017».

Empirisch haben die IWF-Forscher die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleistung und Durchschnittstemperatur sowie die Auswirkungen von Temperatur- und Niederschlagsänderungen auf das kurz- und mittelfristige Bruttoinlandprodukt analysiert. Erfasst wurden weit über 100 000 Daten aus insgesamt 189 Ländern. Eine der Schlussfolgerungen: Die Produktivität hängt stark von der durchschnittlichen Temperatur ab.

Die ökonomisch optimale Betriebstemperatur für den Menschen liegt zwischen dreizehn und fünfzehn Grad. Darunter und darüber sinkt im statistischen Mittel der Wohlstand. Die Industrieländer liegen mehrheitlich einige Grad unter diesem Optimum, nämlich im Schnitt bei elf Grad. Ein paar Grad mehr würden insgesamt – nicht nur in Bezug auf die Produktivität – eine eher positive Wirkung zeitigen.

Bessere Gesundheit: In den kalten Jahreszeiten sterben etwa 20 Prozent mehr Menschen an Infektionskrankheiten als in den heissen. Weltweit fordert die Grippe pro Jahr bis zu



Beten fürs Klima: Aletschgletscher.

500 000 Opfer. Auch eine Hitzewelle kann zwar zu einer erhöhten Mortalität führen, doch in den kalten Monaten sterben selbst in Südeuropa wesentlich mehr Menschen an Herz-Kreislauf-Erkrankungen als im Sommer.

Höhere Erträge bei der Landwirtschaft: Der CO₂-Gehalt in der Luft wirkt bei vielen Pflanzen als Dünger; längere Vegetationsperioden und höhere Temperaturen wirken sich im Schnitt positiv aus.

Weniger Heizbedarf: Die Ausgaben für Brennstoffimporte sinken.

Erleichterungen im Strassen- und Flugverkehr: Weniger Schnee und Eis bedeuten auch weniger Unfälle, neue Schiffsrouten über die Arktis verkürzen Wege.

Steigende Produktivität: Vor allem Arbeiten im Freien lassen sich bei angenehmen Temperaturen besser erledigen.

Zwar hätte eine Erwärmung auch negative Effekte. So könnte ein prognostizierter Anstieg des Meeresspiegels um 0,6 Meter die Küstenbewohner vor gewaltige Herausforderungen stellen. Mögliche Wetterextreme – starke Regen wie Dürre – würden sich negativ auf die Landwirtschaft auswirken und könnten Waldbrände begünstigen. Hitzeperioden könnten zu Mehrkosten für Klimaanlagen führen. Doch selbst bei Berücksichtigung all dieser Faktoren wäre die Bilanz gemäss der IWF-Studie aus ökonomischer Sicht positiv.

Anders sieht es für die Schwellen- und Entwicklungsländer aus, wo die meisten Menschen bei einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 25 Grad leben. Ein weiterer Anstieg könnte hier schlechte bis katastrophale Auswirkungen haben. Allerdings nicht in jedem Fall. Das tropische Singapur beispielsweise, wo im Jahreschnitt 26 Grad gemessen werden, weist nach

Japan eine der weltweit höchsten Lebenserwartungen aus. Aber die Bewohner in den meisten anderen Regionen dieser Klimazone sind arm. Für sie bringt die Klimaerwärmung Nachteile.

Nach den Berechnungen des IWF würde in den Industrieländern mit jedem Grad Temperaturanstieg die Wirtschaftsleistung mit einer Zeitverzögerung von sieben Jahren um rund 0,5 Prozent steigen. Die Schwellen- und Entwicklungsländer dagegen würden im Mittel zwischen 0,5 und 1,5 Prozent verlieren. In absoluten Zahlen ergibt das zwar Milliardenbeträge. Wenn man aber berücksichtigt, dass sich diese prognostizierten Gewinne oder Verluste bis ins Jahr 2100 über 82 Jahre verteilen, kommt man auf einen Wert von jährlich unter 0,1 Prozent – ein Grösse, die in einem kaum mehr messbaren statistischen Streubereich liegt.

Schwer lösbares Dilemma

Das wirtschaftliche Wachstum ist und bleibt der entscheidende Faktor für die Lebenserwartung und Lebensqualität in den Schwellen- und Entwicklungsländern, wie das Beispiel Singapur zeigt; die Klimaerwärmung hat darauf einen marginalen Einfluss. Wachstum führt aber unweigerlich zu einem erhöhten Energiebedarf. Fahrzeuge, Spitäler, Fabriken, Computer, Eisenbahnen oder TV-Geräte funktionieren nicht ohne Treibstoff oder Strom. Und es ist auch klar, dass arme Länder scharf rechnen und stets die preisgünstige Energie wählen. Und das sind immer noch Kohle und Erdöl. Umweltschutz muss man sich erst leisten können.

Geht man davon aus, dass der Mensch tatsächlich in der Lage ist, die Temperatur auf der Erde zu beeinflussen, stehen wir vor einem fast unlösbaren Dilemma. Wenn es das Ziel ist, möglichst vielen Menschen ein möglichst sorgenfreies und langes Leben zu gewähren, darf man ihnen den Zugang zu günstiger Energie nicht verwehren. Dies hat aber eine Zunahme von Treibhausgasen wie CO₂ zur Folge. Einige Schwellenländer suchen den Ausweg mit eigener Kraft in der weitgehend CO₂-freien und relativ günstigen Kernenergie, andere setzen auf Transferzahlungen aus dem Norden.

China hat dieses Jahr sein 39. Kernkraftwerk (4,7 Jahre Bauzeit) in Betrieb genommen, neunzehn weitere Meiler befinden sich zurzeit im Bau. Bis 2030 will das Reich der Mitte über hundert Atomkraftwerke (mit insgesamt 130 GW Leistung) in Betrieb haben. In Indien sind zwanzig neue Kernreaktoren geplant, sechs davon befinden sich im Bau. Die Deutschen und die Schweizer motten derweil ihre Kernreaktoren ein. Sie setzen, wie ihre Urahnen im Mittelalter, auf Sonne, Wind und Biomasse – und hoffen darauf, dereinst eine Technologie zu finden, mit der sich der unstete Flatterstrom in nützlichen Mengen speichern lässt. Es würde sicher nichts schaden, wenn der Papst dieses physikalische Wunder in seine Gebete für den Aletschgletscher mit einschliesst. ○

Hochschulen

Die Elite verdirbt ihren Nachwuchs

Management-Kaderschmieden verlegen sich zunehmend auf Emotionen und Werturteile. Wie die Universität St. Gallen ihren Ruf als führende Wirtschaftsuniversität der Schweiz verspielt. *Von Silvio Borner*

Um diese Jahreszeit wird man mit Bettelbriefen überflutet. Ein ganz besonderes Gesuch erhielt ich jedoch zugunsten des HSG Learning Center der Universität St. Gallen. Ich zitiere daraus: «Die technologische und gesellschaftliche Dynamik verändert die Anforderungen an uns alle massiv. Kritisches und wertorientiertes Denken, emotionale Ausdrucksfähigkeit und kollaboratives Problemlösen werden in der digitalisierten Zeit noch bedeutender.»

Bei Gemeinplätzen wie «technologische und gesellschaftliche Dynamik» oder «Digitalisierung» kann man sich noch knapp wundern, dass diese Plattitüden auch schon die führende Wirtschaftsuniversität der Schweiz erreicht haben. Aber als akademischer Lehrer und Liberaler muss ich die Dreifaltigkeit aus «wertorientiertem Denken», «emotionaler Ausdrucksfähigkeit» und «kollaborativem Problemlösen» rücksichtslos blossstellen.

Wertorientiertes Denken kennzeichnet religiöse oder ideologische Dogmen, heute vor allem zur ökologischen Weltrettung. Mein Lernziel war immer, analytisches Denken zu fördern, die Probleme theoretisch und methodisch sauber zu strukturieren, die Ansätze mit den Fakten zu konfrontieren und offen zu diskutieren. Dabei stand immer die individuelle Leistungsfähigkeit der Studis im Zentrum. Wertfreie Wissenschaft gibt es meines Erachtens nicht, aber die Wertung kommt am Schluss und darf nicht als normativer Ausgangspunkt die objektive Analyse zur subjektiven Rechtfertigung verkommen lassen. Die Wissenschaft muss auch Wertungen miteinbeziehen – aber bitte offen deklariert und erst am Schluss.

Mehr Selbstdarstellung, weniger Haltung

Die Klimawissenschaftler mögen (was ich bezweifle) mit ihren Modellen die Erwärmung richtig erklären und prognostizieren. Doch wie die Menschheit darauf reagieren kann und soll, übersteigt die klimawissenschaftliche Kompetenz – auch im politischen Sinn. Das Lernen von «emotionaler Ausdrucksfähigkeit» mag in einer Schauspiel- oder Filmakademie im Vordergrund stehen, aber sicher nicht in einer wirtschaftswissenschaftlichen Hochschule. Doch Manager werden nun in der Tat bei der Selbstdarstellung immer stärker, im klaren Positionsbezug dagegen immer schwächer. Statt eigene Überlegungen und Überzeu-

gungen vorzutragen, lesen sie lieber ab, was ihnen die nach dem St. Galler Modell geschulten Spezialistinnen für Corporate Social Responsibility aufgeschrieben haben und was ihnen von einem Medienspezialisten antrainiert worden ist.

«Kollaboratives Problemlösen» darf nie zum Selbstzweck werden. Kollaborieren ist nicht nur akustisch nahe verwandt mit Kol-

Das als «innovative Lernkultur» zu propagieren, hätte selbst Marx erstaunt.

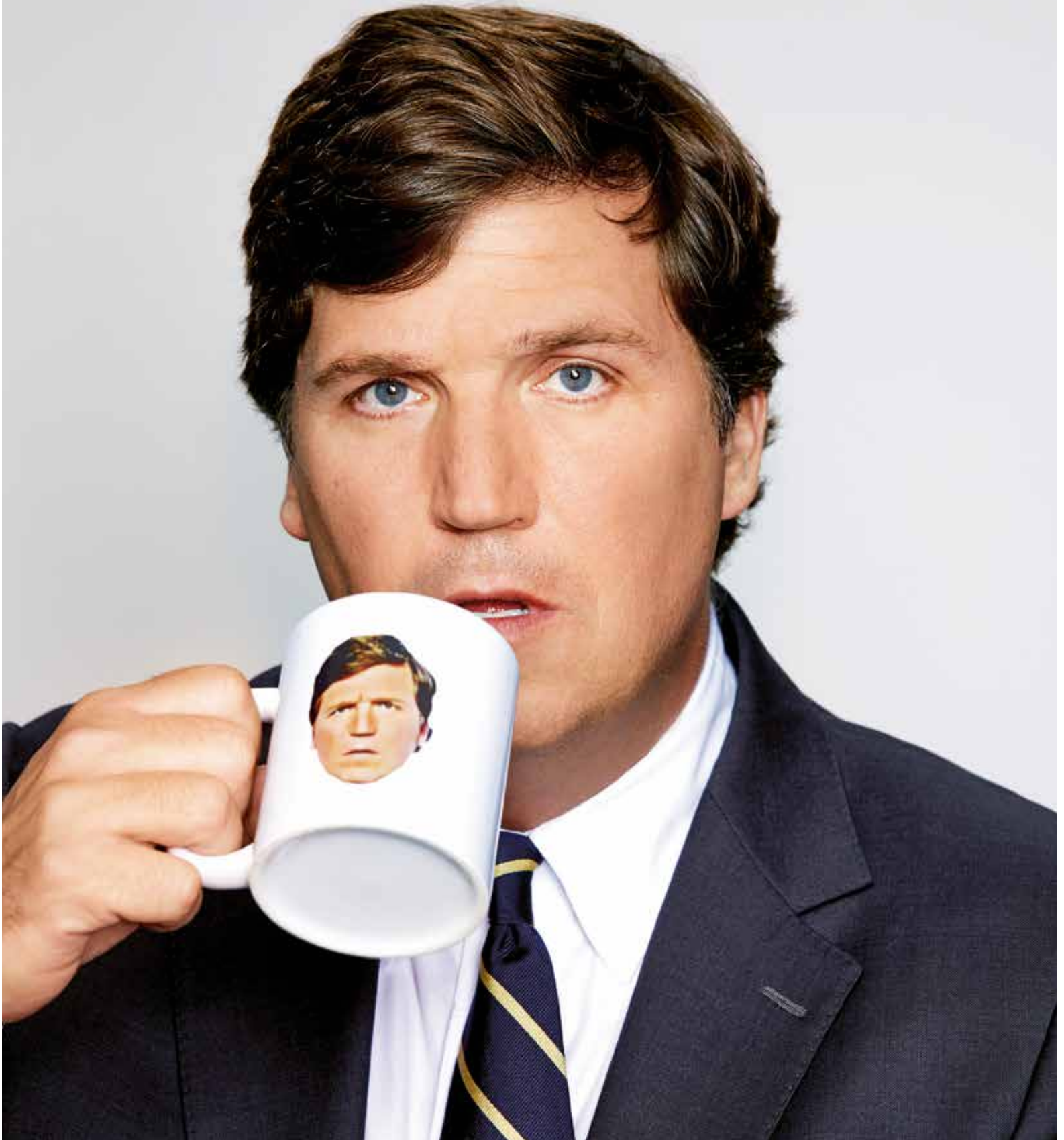
labieren. Führungspositionen verlangen in erster Linie Eigenverantwortung aufgrund von eigenen Überlegungen. Ich war kürzlich in einer Vorlesung eines Gastprofessors über gentechnisch veränderte Lebensmittel. Alle Studenten waren rein wert- und emotionsgetrieben dagegen und steuerten sofort und kollaborativ auf Verbotslösungen zu. Ich erinnerte sie daran, dass man hierbei die Millionen von hungernden Mitmenschen vor allem im demografisch explodierenden Afrika miteinbeziehen oder allenfalls den Einzelnen Wahlfreiheiten überlassen sollte.

Konsens und Kollaboration

Es ist paradox oder eben «zeitgeistig», dass ausgerechnet eine elitäre Privatfinanzierung ein solches Learning Center ermöglichen soll, das nicht wissensbasiertes, rationales und eigenverantwortliches Denken fördern will, sondern Glaubenspositionen, Emotionen und Kollaborationen. Das als «innovative Lernkultur» zu propagieren, hätte selbst Marx erstaunt. Er dürfte sich im Grab darüber wundern, dass die Marktwirtschaft nicht am revolutionären Klassenkampf oder am wirtschaftlichen Zusammenbruch kaputtgeht, sondern an der Abkehr ihrer Eliten von liberalen Prinzipien. Von Märkten, Wettbewerb, Selbstverantwortung oder gar Freiheit wird man in diesem Zentrum nichts mehr hören. Der Sieg der schwammigen Stakeholder-Positionen in Führungsdebatten und in Organisationen ist von solchen Learning Centern zu verantworten, die mit der Priorität von Konsens und Kollaboration im neuen Management- Mainstream die private Initiative und unternehmerische Marktausrichtung aushebeln.

«Trump packt es nicht»

Tucker Carlson ist der Aufsteiger des Jahres in der US-Medienszene. Gnadenlos stellt der Talkmaster auf Fox News seine Gäste zur Rede. Trump ist regelmässiger Zuschauer. Doch Carlson ist wenig begeistert von seinem Präsidenten. *Von Urs Gehrig*



«Ich glaube an Anstand»: Starmoderator Carlson, 49.

«Sorry», sagt er, kaum haben wir uns zum Gespräch hingesetzt. «Diesen Anruf muss ich kurz beantworten.» In Tucker Carlsons Studio ist jede Minute durchgeplant. Er ist der grosse Aufsteiger des Jahres in den US-Medien. 2,7 Millionen schalten jeden Abend um acht Uhr Fox News ein, wenn Carlson auf Sendung geht.

Er dreht jetzt im Büro ein paar schnelle Runden. Aus seinem Mund ergiesst sich ein Schwall von Zoten, deren Abdruck sich an dieser Stelle nicht ziemt. Dann verändert sich sein Gesichtsausdruck wie ein Wolkenhimmel bei einer Sturmbö. «Ich bin kein weinerliches Opfer», schreit er gehässig.

Carlson erlebte jüngst eine turbulente Zeit. Ein Antifa-Trupp hatte sein Haus in Washington, D. C. belagert. Seine Frau Susie war allein zu Hause, als der Mob auf die Haustüre eintrommelte und schrie: «Tucker, wir wissen, wo du nachts schläfst.» Sie verbarrikadierte sich in der Vorratskammer und rief die Polizei um Hilfe.

«Heiliger Bimbam, Alter!», schreit Carlson ins Telefon. «Jemand hat eben einen riesigen Pack Schweizer Schokolade auf meinen Schreibtisch geknallt. Das ist genau, was ich jetzt brauche. O mein Gott!»

Tucker Carlson hat einen Schweizer Urgrossvater, Cesare Lombardi. Eines seiner vier Kinder ging in der Schweiz zur Schule.

Sein Ton wird ruhiger. Er nimmt Platz am Schreibtisch, hinter ihm eröffnet sich ein Panoramablick aufs Kapitol. «Wir gewinnen, wenn wir ehrlich und positiv sind. Wir verlieren, wenn wir defensiv und ängstlich sind», sagt er, immer noch am Telefon. «Gut, Alter, ich fahre bald in die Schweiz. Zum Skifahren. Du solltest mitkommen. See you.»

Entschuldigen Sie, dass Sie sich das mit anhören mussten. Wie läuft es in der Schweiz?
Bestens. Wie geht es Ihrer Frau und den Kindern?

Sie sind wohlauf. Sie sind ziemlich zäh. Sie sind verunsichert.

Der Mob kam bis an die Haustüre?

Ja, und sie bedrohten meine Frau.

Das muss unheimlich gewesen sein.

Ja, das war es. Meine vier Kinder sind hier geboren. Wir werden nicht wegziehen.

Ihre Feinde wollen Sie zum Schweigen bringen.

Klar. Aber das werden sie natürlich nicht schaffen. Rede- und Gewissensfreiheit sind Grundsteine der westlichen Zivilisation. Du kannst mich um den Schlaf bringen. Du kannst mich nötigen, meine Kleider in der Öffentlichkeit auszuziehen. Das geht in Ordnung. Aber meinen Glauben kann mir niemand vorschreiben, und mein Gewissen kann niemand kontrollieren, das gehört mir alleine. Nur totalitäre

Bewegungen tun das. Und genau das versuchen meine Feinde. Lieber sterbe ich, als dass ich mich ihnen füge.

Das vergiftete Klima im Land ist das Thema von Tucker Carlsons neuem Buch. Amerika sei «am Rande einer Revolution», schreibt er. Verantwortlich für die missliche Lage sei die herrschende Elite. Zu ihnen zählt er Figuren wie Mark Zuckerberg, Jeff Bezos, Nancy Pelosi, die Clintons und Teile des republikanischen Establishments. Die traditionelle Linke, die sich um sterbende Wale gekümmert und für Redefreiheit gekämpft habe, sei verschwunden. Knallharte Globalisierer hätten das Kommando übernommen. «Sie lagern deine Jobs ins Ausland aus, während sie über Transgender-Toiletten referieren.» Links und rechts seien nicht länger bedeutende Kategorien. «Der Graben verläuft zwischen jenen, die vom Status quo profitieren, und jenen, die es nicht tun.» Carlsons Buch landete auf Anhieb auf Platz eins der New York Times-Bestsellerliste und hat dort Bob Woodwards «Fear» verdrängt.

«Ship of Fools» lautet der Titel Ihres Bestsellers. Wer ist der grösste Narr auf dem Schiff Amerika?

Lassen Sie mich eines vorab klarstellen: Ich bin nicht gegen eine herrschende Klasse. Ich denke, Hierarchien sind natürlich, Menschen bilden sie in jeder Gesellschaft. Es wird immer Leute geben, die mehr tun als andere, die fähiger sind und mehr Macht

«Ich habe tiefe Sympathien für viele Ziele der 70er-Jahre-Linken.»

haben als andere. Aber ich denke, unser heutiges System, das auf einer kleinen Zahl an Eliteschulen basiert, hat eine herrschende Klasse produziert, die sich nicht bewusst ist, dass sie weise mit ihrer Macht umgehen muss. Macht sie Fehler, sollte sie sich entschuldigen und ihren Kurs neu ausrichten. Aber sie tut es nicht. Deswegen haben wir eine Krise in diesem Land. Wenn die Führungskräfte versagen, wählt das Volk jemanden wie Trump.

Wann haben Sie zum ersten Mal festgestellt, dass die Elite den Kontakt zum Volk verloren hat?

Sehen Sie, ich habe mein ganzes Leben inmitten der herrschenden Klasse verbracht. Ich bin in La Jolla, in Südkalifornien, geboren und als Kind nach Georgetown, Washington, D. C., gezogen. Erst nach der Finanzkrise 2008 habe ich bemerkt, dass etwas zünftig aus dem Gleichgewicht geraten ist. Wenn du Washington in Richtung Westen verlässt und eine Weile fährst, kommst du durch Kleinstädte, die verwüstet sind. Es gibt keine Autohändler, keine Restaurants dort, einfach nichts. Ich erinne-

re mich, wie ich eines Tages durch diese Gegend fuhr und dachte: «Mensch, ist das ein Desaster!» Das ländliche Amerika fällt wirklich auseinander, und in der Hauptstadt hat niemand einen blassen Schimmer davon. Massive Ungleichheit verträgt sich nicht mit Demokratie. Sonst endet man wie Venezuela.

Sie beschreiben, wie die Mittelschicht weggeschrumpft, und gehen mit den Demokraten hart ins Gericht. Die Partei habe den Kontakt zu ihrer Basis verloren.

Das ist das Erstaunliche. Während hundert Jahren hat die Demokratische Partei die Lohnempfänger, die Arbeiter, die normalen Leute, die Mittelklasse repräsentiert. Dann geschah etwas. Ich kann es zeitlich genau zuordnen. Während Clintons zweiter Amtszeit, während des Tech-Booms im Silicon Valley, haben sich die Demokraten umorientiert. Sie wurden die Partei der Technologie-Gurus, der Grossunternehmen. Zehn der reichsten Orte in den USA sind in den letzten Wahlen an die Demokraten gefallen. Von den Top-50-Gemeinden sind 42 demokratisch. Die Demokratische Partei, die während hundert Jahren die Partei des Mittelstands war, ist heute die Partei der Reichen.

Und die Republikaner?

Die Republikaner haben die Mittelklasse nie repräsentiert und sich auch nicht für sie interessiert. Ich denke, die Republikanische Partei wird aufwachen und realisieren, dass diese Leute unsere Wähler sind, ob wir es wollen oder nicht.

Das muss sie, sonst wird sie in Zukunft verlieren.

Sie muss, sonst wird sie sterben.

Trotz seiner wohlhabenden Herkunft ist Carlson zu einem Sprachrohr der «deplorables» geworden, jener «erbärmlichen» Amerikaner, die Trump gewählt haben. Als Carlson Anfang 2017 bei Fox News die Sendezeit von Mega-Star Megyn Kelly übernahm, übertrumpfte er ihre Einschaltquoten. Und nachdem Bill O'Reilly vor einem Jahr beim Sender (wegen sexueller Übergriffe) gefeuert wurde, hat er dessen Publikum im Sturm erobert. «Sie sehen in ihm die Stimme des unabhängigen Amerika», schrieb neulich die Konkurrenz über Carlsons Fan-Gemeinde. «Seine Stimme und Macht hören nicht auf zu wachsen.»

In Ihrer Sendung ziehen Sie regelmässig über die Linken her. Da überrascht es, dass Sie in Ihrem Buch deren schwindenden Einfluss bedauern. «Das Land habe ein wichtiges Korrektiv verloren», schreiben Sie.

Ich habe tiefe Sympathien für viele Ziele der 70er-Jahre-Linken. Ich glaube an Redefreiheit und ergreife instinktiv Partei für das Individuum und gegen das Gruppendenken. Ich bin tief skeptisch gegenüber militäri-



Inside Washington

Feuerpause

Trump verständigt sich mit China.

Am Samstagabend schlossen Präsident Donald Trump und Präsident Xi Jinping in Buenos Aires, bei gegrilltem Lendensteak mit roten Zwiebeln, Ziegenricotta und Datteln, begleitet von einem 2014er Malbec, einen Waffenstillstand im Handelskrieg. Laut der *South China Morning Post* brandete Applaus im Saal auf.

Die beiden Politiker vereinbarten, die geplanten Zölle auf chinesische Importe für neunzig Tage auszusetzen. Die Anhebung von 10 auf 25 Prozent auf chinesische Waren im Wert von 200 Milliarden Dollar und weitere Zölle im Umfang von 267 Milliarden Dollar sollten am Neujahrstag in Kraft treten. Seit dem 1. Dezember tickt nun die Détente-Uhr. Was der US-Regierung Sorgen bereitet: Diebstahl von geistigem Eigentum durch die Chinesen, erzwungener Technologietransfer und hohe Zugangsschranken zum chinesischen Markt.

Madeleine Albright, Aussenministerin unter Clinton, die sich einmal gezwungen sah, Jassir Arafat in Strümpfen hinterherzulaufen, billigt Trumps harten Kurs gegenüber dem kommunistischen Regime.

Larry Kudlow, Direktor des Nationalen Wirtschaftsrats, nennt die Gespräche vom Samstag «bemerkenswert». Er verweist darauf, «dass wir die aktive Mitwirkung von Präsident Xi bislang noch nie erlebt haben», gibt jedoch zu bedenken, dass «wir diesen Weg mit China schon einmal beschritten haben [...] und dann ziemlich enttäuscht worden sind». Und zu Trumps triumphierendem Tweet vom Sonntagabend, laut dem der Präsident damit rechnet, dass die chinesischen Zölle auf amerikanische Autos von 40 auf 0 Prozent gesenkt werden, meint Kudlow, dass er das ebenfalls erwartet.

Jim Cramer, Marktguru von CNBC, erklärt Investoren: «Wenn Sie verstehen wollen, wie dieser Markt funktioniert, müssen Sie wie ein chinesischer Bürokrat denken, der Trump zufriedenstellen will, und nicht wie ein Portfoliomanager.» *Amy Holmes*

schen Abenteuern im Ausland – Kriege zur Selbstverteidigung selbstverständlich angenommen. Auch die Kritik am Marktkapitalismus kann ich verstehen. Diese Linken glaubten, dass jemand gegen die Mächte des Kapitalismus aufstehen müsse.

Weil der Kapitalismus schlecht sei?

Nicht notwendigerweise. Kapitalismus sorgt für Wandel, Innovation, das Alte macht dem Neuen Platz. Doch in dem Prozess kommen die Schwachen unter die Räder. So war es während der Industrialisierung. So ist es heute bei der digitalen Revolution. Neu ist, dass es keine grosse, vernünftige Gruppe gibt, die sich für die Leute einsetzt, die unter die Räder kommen. Das beunruhigt mich. Niemand versucht, die Leute davon abzuhalten, dass sie überreagieren und radikal werden.

Sie meinen Radikale wie von der Antifa, die Ihr Zuhause angegriffen hat?

Sie sagen, ich würde böses Zeug erzählen, das in der Öffentlichkeit nicht erlaubt sein sollte. Im Prinzip ist es eine totalitäre Bewegung, die total nutzlos, ja kindisch ist. Ihr Radikalismus ist nicht im Dienst der Menschen, die unter dem Wandel leiden. In Wirklichkeit verteidigen sie die gegenwärtige Ordnung. Sie sind die Sturmtruppen der Eliten. Wir sind Zeugen von etwas Erstaunlichem: Es wird eine Revolution gegen die Arbeiterklasse geführt. Wann haben wir das schon gesehen?

Tucker Carlsons TV-Karriere hatte 2001 bei CNN mit der Sendung «Crossfire» begonnen, in der er seinen angriffigen Debattenstil entwickelte. 2004 kam es zu einem denkwürdigen Moment, als der damalige Top-Talker Jon Stewart Carlson live in dessen Sendung einen «Schwanz» nannte. Er mache Amerika mit seiner giftigen Rhetorik «kaputt», warf er dem jungen Kollegen vor. Die Tirade verunsicherte Carlson tief. Heute ist Tucker der Matador, der seine Gesprächspartner zum Stottern bringt. Mit rasch wechselnder Mimik und Tonlage fällt er Gästen bisweilen erbarmungslos ins Wort. Seine Gegner sehen selten gut aus, wenn die Kamera ausblendet.

Man sagt, dass Sie die Lautstärke Ihres Mikrofons jeweils viel höher aufdrehen als jene Ihrer Gäste.

Nein. Hat das jemand behauptet, wirklich?

Das stand im *Gentlemen's Quarterly*.

Artikel über mich lese ich nie. Das würde mich nur verunsichern.

Ihre Interviewtechnik ist ziemlich brutal. Manchmal ist das ein bisschen verstörend anzusehen.

Natürlich ist es das. Für mich ist das auch verstörend.

Wie hart muss man heute am TV auftreten, um Erfolg zu haben?

Weniger, als ich es manchmal tue, denke ich. In meinem normalen Leben bin ich übrigens ein ziemlich lebenswürdiger Typ. In 34 Jah-

ren Partnerschaft [Carlson hat seinen Schulschatz Susie geheiratet, d. Red.] habe ich meine Frau noch nie angeschrien. Ich habe meine Kinder noch nie angeschnauzt.

Nie?

Nicht ein einziges Mal. Nein, ich kommuniziere nicht so. Ich will nie unhöflich sein. Ein paarmal habe ich die Beherrschung verloren, aber ich will das nicht. Ich glaube an Anstand.

Manchmal hören sich Ihre Shows an wie Verhöre. Wie bereiten Sie sich vor?

Ich lese sehr viel und schreibe meine Eröffnungsmonologe selber. Wenn du tausend Worte verfasst hast, ist dein Kopf aufgewärmt. Dann gehe ich in meinem Büro auf und ab und streiche alle komplexen Fragen heraus. Ich behalte nur die dümmsten Fragen, denn die dümmsten Fragen sind die aufrüttelndsten. Finden Sie nicht?

«Niemand versucht, die Leute davon abzuhalten, dass sie überreagieren und radikal werden.»

Absolut. Stimmt es, dass Sie beim CIA anheuern wollten?

Sie haben mich abgelehnt.

Waren Sie enttäuscht?

Ich war sehr enttäuscht. Ich meine, ich wäre schrecklich ungeeignet gewesen. Ich kann kein Geheimnis für mich behalten. Und ich hasse es, Befehle auszuführen.

Stimmt es, dass sich der Präsident Ihre Show regelmässig anschaut?

Ja.

Haben Sie schon persönlich von ihm gehört?

Gelegentlich ruft er mich an.

Ist er zufrieden mit Ihnen?

Ja. Nein. Ich bin kein Politberater, weder für ihn noch für irgendjemanden sonst.

Sie unterscheiden sich also von Ihrem Kollegen Sean Hannity, der im Wahlkampf sogar mit Trump auf die Bühne stieg.

Das habe ich noch nie mit einem Politiker gemacht. Es ist nichts Persönliches, aber das ist einfach nicht meine Rolle. Ich bin bloss ein Talkmaster. Ich will diskutieren, und dann will ich nach Hause gehen.

Bei der Lektüre Ihres Buches fällt auf: Sie sprechen viel über Leute, die Trump attackieren, aber über Trump selbst sagen Sie kaum etwas.

Das stimmt.

Denken Sie, er hat seine Versprechen eingelöst. Erreicht er seine Ziele?

Nein, das hat er nicht. Seine wichtigsten Versprechen waren: Bau einer Mauer, Entzug der finanziellen Mittel für Planned Parenthood [gemeinnützige Organisation zur Familienplanung, die auch Abtreibungen vornimmt, d. Red.], Aufhebung von Obama-

care. Nichts davon hat er umgesetzt. Dafür gibt es viele Gründe. Aber seit ich das Buch fertiggeschrieben habe, finde ich, dass Trumps Rolle nicht die eines konventionellen Präsidenten ist, der mit dem Kongress gewisse Dinge erreicht. Ich denke nicht, dass er dazu fähig ist. Ich denke nicht, dass er sich auf etwas lange fokussieren kann. Ich denke nicht, dass er das System versteht. Er hat viel weniger erreicht, als er sollte. Er ist nicht fähig dazu.

Warum soll er dazu nicht fähig sein?

Der legislative Prozess in diesem Land ist von Natur aus hochkomplex. Die Väter der Verfassung haben ihn bewusst so gestaltet, dass niemand zu viel Macht auf sich konzentrieren kann. Trump versteht sehr wenig vom legislativen Prozess, er hat nichts dazugelernt, er hat sich nicht mit Leuten umgeben, die es packen können. Es ist hauptsächlich sein Fehler, dass er all diese Dinge nicht erreicht hat.

Irgendwie passt Tucker Carlson perfekt in diese Zeit, da ein Aussenseiter zum US-Präsidenten wurde. Auch er pflegt das Image des Renegaten. Er gehört keiner Partei und keinem Klub an (ausser dem Fliegenfischerklub). Als Jugendlicher besuchte er kurz das Internat «Le Rosey» am Genfersee. «Ich bin dort rausgeflogen», sagt er knapp. Details möchte er nicht ausbreiten. Am Trinity College, einer Eliteschule in Connecticut, habe er die Tage vorwiegend betrunken verbracht. Doch früh entdeckte man in dem flegelhafte jungen Mann ein grosses Talent. «Tucker ist ein fantastisch guter Schreiber», ein «begrnadeter Stilist» mit «wahnsinniger Beobachtungsgabe» und sei dazu auch «schrecklich lustig», schwärmte Tina Brown, ehemalige Chefredaktorin des New Yorker. Es sei ein Jammer, dass er sein Talent bei Fox News verschwende, sagen heute seine damaligen Bewunderer.

Herr Carlson, wo holen Sie Ihre Energie her, um jeden Abend gegen den Rest der Medien in den Kampf zu ziehen?

Nikotin.

Nikotin?

Ja. Ich nehme Nikotintabletten, einen ganzen Haufen davon. Haben Sie Nikotin auch schon ausprobiert?

Ich rauche gelegentlich Zigaretten. Ich rolle sie selbst.

Oh, das gefällt mir.

Ich habe diese Tabakdose zum Selberrollen. Da – man legt einen Filter rein, Tabak, Papier, und schwupp, haben Sie was zum Rauchen.

Wunderbar. Ich habe jahrelang filterlose Zigaretten geraucht. Ich liebe das. Rauchen die Leute noch in der Schweiz?

Ja, aber es ist nur draussen erlaubt.

Kennen Sie den «Lenkerhof»? Da gibt es eine Sauna, da kannst du draussen an der frischen Luft sitzen. Dort dampfen alle. Herrlich. Ich fahre bald wieder hin.

Emily, die Sekretärin, tritt ein. Richard Grenell, der US-Botschafter in Berlin, sei bereit zum Ferngespräch, das Carlson für seine heutige Show aufzeichnen will.

Emily, wenn du durch die Schweizer Alpen fährst, kommst du durch kleine Dörfer. Die Leute dort gehören zur hart arbeitenden Mittelklasse. Sie haben ihr Brennholz so präzise aufgestapelt, dass es aussieht wie ein geometrisches Meisterwerk. Unglaublich! Du bekommst den Eindruck, dass diese Menschen sehr darum besorgt sind, Dinge korrekt zu machen.

Herr Carlson, wohin treibt das Narrenschiff Amerika? Sie erwähnen im Buch Plato; auch er hat in seiner «Politeia» eine ähnliche Szene beschrieben.

Genau, und zwar im sechsten Buch. Er verrät uns leider nicht, was mit dem Narrenschiff geschieht. Es wäre gut, das zu wissen.

Sie schreiben, die selbstherrliche Elite bringe Amerika an den Rand der Revolution.

Lassen Sie mich das klarstellen: Ich denke nicht, dass wir annähernd vor dem Ausbruch eines Bürgerkriegs stehen. Der Testosteronspiegel ist so tief in diesem Land, und der Marihuanakonsum ist so hoch. Glücklicherweise gibt es keine grosse Gruppe von jungen Leuten, die zur Gewalt neigen.

Was muss man tun, um das Schiff wieder auf Kurs zu bringen?

Das Einzige, was du in einer Demokratie tun kannst, ist: Höre auf das Volk! Sprich seine legitimen Sorgen an! Fragst du einen durchschnittlichen älteren Menschen, was ihn am Altwerden am meisten erschüttere, sagt er nicht: «Dass meine Freunde wegsterben.» Oder: «Dass ich sechsmal pro Nacht auf die Toilette muss.» Er sagt: «Ich erkenne mein Land nicht mehr.» Menschen vertragen keinen zu schnellen Wandel. Wenn wir nicht wollen, dass alles auseinanderdriftet, müssen wir die Geschwindigkeit des Wandels drosseln.

Welche Rolle spielt dabei die Migration?

Sie ist zentral. Nichts ändert die Gesellschaft rascher und nachhaltiger. Das ist kein Angriff auf Zuwanderer. Es gibt viele Immigranten, die viel eindrücklicher sind, als ich es bin – kein Zweifel. Ich sage bloss, die Auswirkungen auf die Menschen, die bereits hier leben, sind real. Wer sich gegen Überfremdung wehrt, ist kein Fanatiker, er ist menschlich.

Was ist zu tun?

Man muss die Immigrationszahlen herunterfahren. Schauen Sie die Chinesen an. Ich verabscheue die chinesische Regierung. Aber ich bin bereit, weises Verhalten anzuerkennen, wenn ich ihm begegne. Die Chinesen würden ein solches Tempo beim demografischen Wandel niemals akzeptieren.

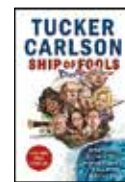
Dies nicht bloss darum, weil sie rassistisch sind – das sind sie zweifelsohne –, sondern weil sie nicht wollen, dass ihre Gesellschaft auseinanderfällt. Sie handeln verantwortungsvoll. Hier in Amerika hegen wir einen kindischen Glauben, dass aller Wandel gut und Fortschritt unausweichlich sei.

Im Gegensatz zu Amerika müssen sich in der EU 28 Staaten einig werden. Und die Schweiz gehört bekanntlich nicht dazu.

So klug von euch. Weil ihr ein Bergvolk seid. Weil ihr skeptisch seid. Das ist es, was ich an den Schweizern mag.

Wird Europa die Migration in den Griff bekommen?

Die EU ist seit dem ersten Tag zum Scheitern verurteilt, weil sie mit der menschlichen Natur unvereinbar ist. Wir haben Nationalstaaten, weil die Menschen sie wollen. Viele Nationalstaaten haben sich über eine sehr lange Zeit herausgebildet. Dies zu ignorieren und zu zerstören, weil man glaubt, man habe eine bessere Idee, ist verrückt.



Tucker Carlson: Ship of Fools: How a Selfish Ruling Class Is Bringing America to the Brink of Revolution. Free Press. 256 S., Fr. 26.90

praktikus.ch
innovativ | cool | praktisch



**CHF 20.–
geschenkt**

www.praktikus.ch

Gutscheincode: S80

Sie erhalten Fr. 20.– geschenkt, bei einer Online-Bestellung ab Fr. 100.– Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung, 1 Gutschein pro Person Gültig bis 15. Dezember 2018

Präsident der Epochenwende

Von Hansrudolf Kamer — George Herbert Walker Bush hat sein Land und Europa durch die Epochenwende von 1989 gesteuert. Er hatte keine politische Vision, entwickelte aber diplomatische Meisterschaft.



George Herbert Walker Bush (1924–2018) — Europa hat seine Könige, Amerika seine Präsidenten. Sie teilen die Jahrhunderte und Jahrzehnte in Epochen ein. «People don't see their own experience as symbolic of an era. But of course we were.» Der dies sagte, war George H. W. Bush in seiner Rede, mit der er am republikanischen Parteikonvent 1988 die Nomination als Präsidentschaftskandidat annahm.

Die Ära, auf die Bush anspielte, war jene des Zweiten Weltkriegs, seiner Vorgeschichte und seiner Folgen. Er gehörte zur Generation, die in Amerika die grösste genannt wird, jene, die den Krieg gewann und dann Nachkriegsamerika aufbaute. – Krieg, Familie, Karriere wirken bei Bush wie aus einem Guss. Das ist in der Galerie der Präsidenten selten. Sie zeigt sonst Brüche, Attentate, Krankheiten, Skandale, Betrügereien. Er war mit dem silbernen Löffel im Mund geboren worden, aus wohlhabender Neuengland-Patrizierfamilie, ein *White Anglo-Saxon Protestant*, kurz Wasp, wie er im Buche steht.

Bush war der richtige Präsident für seine Zeit. Er trat sein Amt an, als die Folgen der Politik Ronald Reagans, dem er acht Jahre als Vizepräsident gedient hatte, auf der Welt spürbar wurden. Amerika hatte wieder Selbstvertrauen, seine Wirtschaft boomte, seine militärische Stärke suchte ihresgleichen. Eine kluge Gegenstrategie von Zentralamerika bis Afghanistan hatte die Sowjets in Bedrängnis gebracht. Sie suchten, mit Michail Gorbatschow, ihr Heil in halbherzigen Reformen. Der Kalte Krieg neigte sich dem Ende zu.

Bush war der richtige Präsident für seine Zeit. Er trat sein Amt an, als die Folgen der Politik Ronald Reagans, dem er acht Jahre als Vizepräsident gedient hatte, auf der Welt spürbar wurden. Amerika hatte wieder Selbstvertrauen, seine Wirtschaft boomte, seine militärische Stärke suchte ihresgleichen. Eine kluge Gegenstrategie von Zentralamerika bis Afghanistan hatte die Sowjets in Bedrängnis gebracht. Sie suchten, mit Michail Gorbatschow, ihr Heil in halbherzigen Reformen. Der Kalte Krieg neigte sich dem Ende zu.

Untrügliches Timing

Reagans Nachfolger nützte seinen Instinkt und seine diplomatische Begabung, um den Zusammenbruch des Warschauer Pakts, die Vereinigung der beiden Deutschland und den Zerfall der UdSSR in friedliche und für den Westen vorteilhafte Bahnen zu lenken. Bush fand den Draht zu Gorbatschow und zum deutschen Kanzler Helmut Kohl. Er konnte Briten und Franzosen davon überzeugen, dass die deutsche Vereinigung das Gebot der Stunde war. Weder Margaret Thatcher noch François Mitterrand waren wirkliche Freunde Deutschlands. Bushs lange Erfahrung unter Nixon, Ford und Reagan und sein untrügliches Timing halfen ihm, die Klippen zu umschiffen.

Im Juni 1989 schlug die chinesische Volksbefreiungsarmee den Volksaufstand in Peking mit Gewalt nieder. Nur wenig später geisterte ein Bild durch die Presse, das Bushs Sicherheitsberater Scowcroft zeigte, wie er entspannt mit den chinesischen Machthabern ein Glas Champagner kredenzt. Bill Clinton griff Bush dafür im Wahlkampf 1992 an, er hätschle Tyrannen von Bagdad bis Peking. Bush wurde von Margaret Thatcher davon überzeugt, dass es Zeit war, gegen Saddam Hussein vorzugehen. Nach der Invasion Kuwaits 1990 erwog die Administration mehrere Möglichkeiten und schwankte hin und her. Es war dann die britische Premierministerin, die ihn ermahnte: «Remember George, this is no time to go wobbly.»

Ein politisches und diplomatisches Meisterstück war, wie Bush die Koalition unterschiedlichster Staaten zusammensetzte, die dann gegen Saddam Hussein militärisch losschlug und der von den Sowjets ausgerüsteten irakischen Armee die grosse Niederlage zufügte.

Sie war aber nicht entscheidend, der Triumph blieb unvollständig. Bush befahl zu früh den Kampfabbruch, liess grosse Teile der irakischen Armee über den «Highway of Death» entkommen und unterliess es, die Schiiten im Süden bei ihrem Aufstand gegen Saddam zu unterstützen. Das Regime der Sanktionen, die Saddam «eindämmen» sollten, zerbröckelte.

Zwölf Jahre später griff sein Sohn, der 43. Präsident, erneut im Irak ein und stürzte Saddam. Heute gilt als ausgemacht, dass Vater Bush der Weise und Sohn Bush der Dumme war. Doch was dann schief lief, war die Folge der früheren Fehler – die Geschichte ist ein Kontinuum. Sie pflegt ihr Urteil manchmal zu revidieren.

Nach dem Golfkrieg glaubte Bush an eine neue Weltordnung. Er war indes kein Präsident mit Visionen. «The Vision Thing» wies er ironisch von sich. Seine Politik gegenüber der Ukraine war phantasielos. Berühmt ist seine «Chicken-Kiew-Rede», so benannt von William Safire, in der er die Ukrainer warnte, Amerika werde keinen selbstmörderischen Nationalismus unterstützen. Ähnlich verhielt er sich gegenüber dem schon brüchigen Jugoslawien, das er als Quelle der Stabilität ansah. Schon unter seinem Nachfolger Clinton brach der Krieg aus.

Das visionäre Manko hatte Folgen. Bush war kein politischer Manager und tollpatschiger Wahlkämpfer. Er liess es zu, dass sich Reagans Koalition spaltete und ein halbseidener Milliardär, Ross Perot, ihm viele Stimmen wegnehmen konnte, was die Wahl Clintons ermöglichte.

Bush hat heute eine gute Presse, geniesst hohes Ansehen in beiden Parteien. Nostalgie und Kalkül angesichts der dekadenten Gegenwart? Bush Vater hat bei den Wahlen 2016, wie er selber sagte, für Hillary Clinton gestimmt.

Das war weder gentlemanlike cool noch abgeklärt. Dass Donald Trump im Vorwahlkampf den dritten Bush mit der Bezeichnung «low energy Jeb» abserviert hatte, löste im Clan unchristliche Gefühle aus. Heute herrschen nicht unbedingt rauere Sitten als damals. Aber die Zeit der politischen Familien, der Adamses, der Roosevelts, der Kennedys, der Bushs und der Clintons ist wohl vorbei.



Geschichte als Kontinuum: George H. W. Bush (r.) mit Sohn George W.

Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.



Ein wichtiger Teil von SWISS: Sunrise.

Die Fluggesellschaft der Schweiz setzt auch bei der Kommunikation auf beste Schweizer Qualität. Darum telefonieren und surfen rund 1500 Mitarbeitende von SWISS mit dem besten Netz der Schweiz. Dem Mobilfunknetz von Sunrise. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business



Besorgter Kriegsherr: Poroschenko in seiner Lieblingsrolle.

Willkommene Krise

Ein kleiner Zwischenfall im Schwarzen Meer hat eine internationale Krise ausgelöst. Die Beteiligten werden von der Innenpolitik getrieben. Am meisten der Präsident der Ukraine, Petro Poroschenko, der um seine Wiederwahl bangt. *Von Wolfgang Koydl*

Lange hatte man nichts von der Ukraine und von ihrem umtriebigen Präsidenten gehört. Das Land produzierte keine Schlagzeilen, ja noch nicht einmal kleinere Nachrichten drangen nach aussen. Petro Poroschenko wiederum schien auf keiner internationalen Tagung mehr aufzutauchen. Früher hatte sich der Staatschef gerne selbst eingeladen, wenn sich irgendwo Weltpolitiker trafen – auch wenn er gar nicht dazugehörte. In Protokollabteilungen westlicher Staatskanzleien hörte man leise Flüche, wenn die Nummer 0038044 im Telefondisplay aufleuchtete – die Vorwahl für Kiew.

Solidaritätsadressen aus Deutschland

Doch nun hat sich die Ukraine mit einem Knall auf die Weltbühne zurückgemeldet – passend kurz vor dem Gipfel der zwanzig wichtigsten Industrie- und Schwellenstaaten in Buenos Aires, noch passender ein gutes Vierteljahr vor den ukrainischen Präsidentschaftswahlen.

Poroschenko wurde zwar nicht zu dem Treffen in Argentinien dazugebeten – dafür ging die Zuneigung nicht weit genug. Aber man redete wieder über ihn und über sein Land. Aus den USA, aus Grossbritannien, auch aus Deutschland kamen umgehend Solidaritäts-

adressen. Nur vor der Entsendung von Kriegsschiffen zuckte man, gottlob, zurück.

Für Poroschenko war der Zuspruch wichtig. Seit einiger Zeit versuchen westliche Staatsmänner und -frauen, den zum Politiker gewandelten Oligarchen auf Armeslänge zu halten. Denn mit dem einstigen vermeintlich lupenreinen Demokraten und Hoffnungsträger ist im Westen kein Staat mehr zu machen.

Poroschenko selbst verquickt weiter politische mit privaten geschäftlichen Interessen.

Dass Poroschenko kein einziges seiner Wahlversprechen bei den Wählern eingelöst hat – darüber mochte man vielleicht hinwegsehen. Dass die Ukraine unter ihm zum ärmsten Land Europas wurde, noch hinter dem Kosovo oder der Republik Moldau – streng genommen nicht unser Problem.

Doch dass er keine dem Westen und seinen Geldgebern gemachte Zusage einhielt – das ging zu weit: weder die vom Internationalen Währungsfonds mehrmals im Zuge von Reformen geforderte Erhöhung der Gaspreise noch ein Wahlgesetz, das den Einfluss der

Oligarchen bricht. Ganz zu schweigen vom Kampf gegen die allgegenwärtige Korruption. Poroschenko selbst verquickt weiter politische mit privaten geschäftlichen Interessen. Nach wie vor gehören ihm seine Schokoladenfabriken – auch in Russland – und ein einflussreicher Fernsehsender in der Ukraine.

Amtsinhaber in Umfragen ganz hinten

Daher haben inzwischen auch die ukrainischen Wähler die Geduld mit ihrem Präsidenten verloren. Am 31. März kommenden Jahres wird das Staatsoberhaupt neu gewählt, und der Amtsinhaber rangiert derzeit mit einer Zustimmungsrate von unter 10 Prozent auf einem der hinteren Plätze. Dies würde ihm womöglich noch nicht einmal den Einzug in die Stichwahl ermöglichen. Poroschenko brauchte also einen Knalleffekt, der ihm Aufmerksamkeit bescherte.

Dieser PR-Coup gelang ihm mit einem verhältnismässig unbedeutenden Zwischenfall auf hoher See, dessen Einzelheiten vermutlich nie geklärt werden können. In der Strasse von Kertsch, der Meerenge, die das Schwarze mit dem Asowschen Meer verbindet, brachte die russische Küstenwache drei ukrainische Kriegsschiffe auf und setzte 24 Matrosen fest.

Poroschenko sprach von einem kriegerischen Akt und liess umgehend das Kriegsrecht über Teile des Landes verhängen. Russlands Präsident Wladimir Putin erkannte eine gezielte Provokation seitens der Ukrainer und bezeichnete die gegenwärtige Regierung in Kiew als Kriegstreiber.

Wahrscheinlich stimmen beide Vorwürfe ein bisschen. Völkerrechtlich, auf der Basis eines 2003 geschlossenen Vertrages zwischen Moskau und Kiew, haben beide Staaten gleiche Rechte in dem kleinen Binnenmeer. Schiffe beider Nationen können sich frei bewegen. Dazu gehört auch, dass die Ukraine keineswegs verpflichtet ist, wie russische Stellen behaupten, eine Einfahrt in das Asowsche Meer bei den Russen anzumelden.

Doch mit der russischen Annexion der Krim 2014 und vor allem mit der Eröffnung einer neunzehn Kilometer langen Brücke zwischen der Halbinsel und dem russischen Festland in diesem Jahr hat sich die Lage zwar nicht rechtlich, aber faktisch verändert. Denn nun kontrolliert Moskau den gesamten südlichen Zugang zu dem Binnenmeer und kann die beiden am Nordufer liegenden ukrainischen Hafenstädte Berdjansk und Mariupol isolieren und von der Aussenwelt abschneiden. Als zusätzliche kleine Bosheit bauten russische Ingenieure die neue Brücke so tief, dass manche unbeladene Schiffe, die Fracht aus der Ukraine holen wollen, nicht darunter hindurchpassen.

Mächtiges Symbol Russlands

So weit die ukrainische Lesart, wie sie von westlichen Politikern und Medien übernommen wurde. Was man jedoch geflissentlich zu erwähnen vergass, sind Pläne Poroschenkos, den Tiefseehafen von Berdjansk zu einem Marinestützpunkt auszubauen. Womöglich, so die Sorge des Kremls, könnte man den Hafen in der Zukunft auch westlichen Kriegsschiffen zugänglich machen. Damit würde sich das Albtraumszenario wiederholen, das Auslöser für den Anschluss der Krim war. Russland wollte sicherstellen, dass der auf der Halbinsel gelegene Hafen Sewastopol, das Hauptquartier der russischen Schwarzmeerflotte, nicht eines Tages den Besitzer wechselt.

Seit Fertigstellung der Brücke über den Sund sind allerdings auch andere Szenarien denkbar geworden: die Angst vor einem Anschlag auf das Bauwerk. Eine Beschädigung oder gar Zerstörung würde nicht nur die Infrastruktur der Krim treffen, ist die Brücke doch die einzige Landverbindung zum russischen Mutterland. Ein Anschlag würde auch Russlands Nationalstolz verletzen, denn die Krim-Brücke ist ein mächtiges Symbol für den neuen Grossmachtanspruch des Landes.

Sorgen vor einer Terrorattacke sind nicht von der Hand zu weisen. Immerhin haben ukrainische Nationalisten bereits laut über eine solche Möglichkeit nachgedacht. Und nicht zu ver-



Angst vor einem Anschlag: Sund-Brücke zwischen Russland und der Krim.

gessen: Eine der radikalsten rechtsextremen politisch-militärischen Gruppen, das Regiment Asow, bezieht nicht nur seinen Namen von dem in die Schlagzeilen geratenen Binnenmeer. Die beiden Hauptquartiere der Truppe liegen in Berdjansk und in einem Ort wenige Kilometer nördlich von Mariupol. In der Vergangenheit hat das Regiment Asow gezeigt, dass es bis zu 10 000 uniformierte Bewaffnete aufbieten und so die Regierung in Kiew nach Belieben vor sich hertreiben kann.

Poroschenko hingegen hat sich erst einmal selbst eine Uniform angezogen. Der Marine-Zwischenfall hat ihm die Möglichkeit gegeben, sich seit längerer Zeit wieder einmal in seiner Lieblingsrolle zu präsentieren – als besorgter Kriegsherr in geflecktem Drilllich mit einem Panzer im Hintergrund. Dazu passte, dass er das Kriegsrecht verhängen liess, was er nicht einmal auf dem Höhepunkt der Kämpfe in der Ostukraine vor drei Jahren in Erwägung zog.

Auch Putin profitiert von Krise

Ursprünglich wollte er den Ausnahmezustand für neunzig Tage und über das gesamte Land verhängen lassen, aber da spielte die Werchowna Rada, das Parlament, nicht mit. Es ist ein Zeichen, wie tief die meisten Abgeordneten mittlerweile ihrem Präsidenten misstrauen, dass sie ihm die Erzählung von der Nation in höchster Gefahr nicht abkauften. Sie befürchteten, dass Poroschenko das Kriegsrecht vielmehr dazu missbrauchen könnte, die Wahlen zu beeinflussen oder gar ganz abzusagen. Die Vollmachten dazu hätte er in der Hand. Nun gilt der Ausnahmezustand nur für die Regionen an der Ostgrenze zu Russland und zum russisch

dominierten Transnistrien im Westen des Landes. Ende Dezember soll über eine Verlängerung abgestimmt werden – also noch vor dem Beginn der heissen Phase des Wahlkampfes.

Poroschenko ist freilich nicht der Einzige, der von der Krise profitiert. Auch seinem Amtskollegen im Kreml kommt sie nicht ungelegen. Die Proteste gegen eine Erhöhung des Rentenalters und der Mehrwertsteuer in diesem Jahr haben Putins Zustimmungsraten so tief abstürzen lassen wie zuletzt vor sechs Jahren. Doch wenig später war seine Popularität auf Rekordwerte gestiegen – dank der Krise in der Ukraine. ○

SANFTE GEBURT

mit Hypnose



AURA
BALANCING www.aurabalancing.ch

Ein Gespenst mit Namen Vox

Nach den Linkspopulisten von Podemos hat Spanien jetzt auch eine rechtspopulistische Partei: Vox. Sie ist gegen illegale Einwanderung, katalanische Putschisten und die Frankenstein-Koalition des Dr. Sánchez. *Von Leo Wieland*



«Viva España»: Parteichef Abascal.

Vox heisst das Gespenst. Und es geht in Spanien um. Die Partei, die von ihren linken Gegnern als «ultrarechts, rassistisch und fremdenfeindlich» verteufelt wird, schaffte es gerade bei den Regionalwahlen in Andalusien aus dem Stand ins Parlament. Jeder Zehnte, darunter reichlich Überläufer von den Sozialisten und Podemos, stimmte für sie. Zum einen, um die vierzigjährige Alleinherrschaft der korrupten Sozialistischen Partei in der bevölkerungsreichsten Region des Landes zu brechen. Zum anderen, um der in Madrid sich noch an die Macht klammernden Frankenstein-Koalition um Ministerpräsident Dr. Pedro Sánchez ein Signal für die nächste nationale Wahl zu senden.

Sogleich gab ausgerechnet Pablo «Pablenin» Iglesias, der Podemos-Anführer und Freund aller Diktatoren von Nicolás Maduro bis zu den iranischen Ajatollahs – sie haben ihn einst finanziert –, «antifaschistischen Alarm». Sein gewaltbereites Bodenpersonal setzte sich in mehreren andalusischen Städten mit wütenden Parolen in Bewegung. Dessen Demonstrationen konnten jedoch die grosse Frustration nicht verbergen. Denn die Sozialisten und die Kommunisten haben in ihrer traditionellen Kornkammer ein so schmerzliches Debakel erlitten, dass es nicht einmal mehr gemeinsam zu einer Mehrheit reicht. Über eine solche verfügen nun erstmals die Rechten. Das sind die

ebenfalls gerupfte, aber noch zweitstärkste konservative Volkspartei, die stürmisch gewachsenen liberalen Ciudadanos (Bürger) und eben Vox. Letztere wird zwar wegen diverser Berührungspunkte in den grossen Topf mit dem französischen Front national, der deutschen AfD und der italienischen Lega geworfen. Zu Hause steht sie aber fest auf dem Boden der Verfassung, was man von den schillernden Bündnispartnern des Sozialisten Sánchez, nämlich den katalanischen Separatisten, baskischen Nationalisten und Systemveränderern von Podemos, so nicht behaupten kann.

Lange unbemerkt

Wenn das rechte Trio es nicht wegen interner Hemmungen und Berührungängste noch vermässelt – nur Vox ruft komplexfrei «Viva España» –, könnte ein Machtwechsel in Andalusien den Beginn einer patriotischen Gegenbewegung wider die praktizierte Demontage Spaniens, seiner Magna Charta, seiner Einheit und der Monarchie markieren.

Wer und was ist nun Vox (die Stimme)? Ein Baske aus Bilbao namens Santiago Abascal, Jahrgang 1976, hat die Partei vor vier Jahren aus Verdruss über die ihm besonders in Sachen Katalonien knieweich anmutende Haltung des ehemaligen Ministerpräsidenten Mariano Rajoy gegründet. Bis dahin gehörte der frühere

Abgeordnete im baskischen Parlament, der mit seiner Familie Morddrohungen der Terrorbande Eta ausgesetzt war (und immer noch eine Smith & Wesson mit sich führt), Rajoy's Volkspartei an. Der Renegat blieb bis zum andalusischen Wahlkampf fast unbemerkt, so sehr, dass das neuerdings von Sánchez' Sozialisten manipulierte staatliche Umfrageinstitut (CIS) Vox nur ein statt zehn Prozent prognostizierte.

Doch das Programm der Partei, die sich mit «Spanien zuerst» auch ein Beispiel an Donald Trump nimmt, fand Anklang. Denn die vermeintlich Xenophoben sind nicht gegen Einwanderung schlechthin, nur gegen illegale und vor allem gewalttätige. Sie sind gegen eine blind akzeptierte «Invasion» in die spanischen Sozialsysteme. Sie prangern die einschlägige Zunahme der Kriminalität an, scheuen sich nicht, einen noch höheren Zaun um Ceuta und Melilla zu fordern, und würden Nichtregierungsorganisationen, die mit Schlepperbanden kooperieren, bestrafen. Vox möchte fundamentalistische Moscheen schliessen, islamistische Hassprediger in ihre Herkunftsländer zurückschicken und vor allem verlangen, dass sich Immigranten «an die spanischen Gesetze und Bräuche anpassen». Als Gipfel der politischen Inkorrektheit würde sie sogar die balkaniserten Autonomen Regionen abschaffen, zusammen mit der Erbschaftssteuer.

Für derlei Unerhörtes wurde Vox nun mit zwölf Mandaten belohnt. Beflügelt wurde die neue fünfte Kraft nicht allein von dem Unmut über die legendäre Vetternwirtschaft der Sozialisten im chronischen Schlusslicht Andalusien. Im Visier der Vox-Wähler ist vor allem der nicht gewählte Madrider Ministerpräsident Sánchez, der auf zwei Krücken (Separatisten und Kommunisten) durch ein Misstrauensvotum ins Amt gelangte. Effektiv regieren kann er mit seinem rachitischen Minderheitskabinetts nicht. Es ist ihm bislang nicht einmal gelungen, den toten Diktator umzubetten. In den Augen vieler Spanier, nicht nur der Vox-Anhänger, ist er so *fake* wie seine geschenkte Dissertation, die er nicht nur nicht selbst geschrieben, sondern nicht einmal gelesen haben soll. Noch sträubt er sich mit Händen und Füßen gegen Neuwahlen. Aber der Druck im Kessel ist gestiegen. Mit Vox in einer Schlüsselposition ist noch nicht ausgemacht, wer als Erster umziehen muss: Franco aus seinem Grab oder Dr. Sánchez aus dem Moncloa-Palast.

Leo Wieland war von 2002 bis 2016 Spanien-Korrespondent für die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Er wohnt in Pamplona und Cascais.



Brief aus ... Peking

Das Malheur passierte, als Brad Pitt den roten Teppich betreten wollte. Die Fliege des Superstars riss, seine gute Laune blieb trotzdem. Mit der Gelassenheit eines tibetanischen Mönchs liess sich unser Botschafter die Fliege eines meiner Mitarbeiter, der noch seinen Enkeln davon erzählen wird.

Breitling hat am 20. November den roten, lampiongesäumten Teppich im Phoenix Center von Peking ausgerollt. Vor wenigen Monaten erst haben wir unsere erste asiatische Flagship-Boutique in der chinesischen Hauptstadt neu eröffnet und vor zwei Wochen mit der Alibaba-Tochter Tmall, Chinas grösster E-Commerce-Plattform, eine strategische Partnerschaft vereinbart. Den Eintritt in den wichtigsten Markt für Luxusgüter haben wir nun mit einer Gala und 500 geladenen Gästen gefeiert.

Zwischen 2009 und 2015 wuchs der Luxusgütermarkt in China um neun Prozent. Diese Kurve ist seither zwar etwas abgeflacht, aber die Millennials sind die grosse Hoffnung der Industrie: Es leben 400 Millionen im Land, sie wissen besser über die schönen Dinge des Lebens Bescheid als ihre Eltern. Sie haben einen individualistischeren Stil als diese und das Geld, um sich ihre Träume zu verwirklichen.

Breitling stellte an der Pekinger Mega-Gala-Nacht das neue Markenkonzept am Beispiel der Cinema Squad vor. Brad Pitt hatte den sinoamerikanischen «Tomb Raider»-Schauspieler Daniel Wu an seiner Seite. Das «Breitling Squad»-Konzept basiert auf einer bestechenden Idee: Jedes Team (Squad) besteht aus drei Personen, die auf ihrem Gebiet zu den Weltbesten zählen. Gemeinsam stellen sie sich an Land, im Meer und in der Luft besonderen Herausforderungen.

Nach der Cinema Squad mit Brad Pitt, Charlize Theron und Adam Driver für die westlichen Länder bzw. Brad Pitt, Charlize

Theron und Daniel Wu in Asien, der Explorers Squad mit Bertrand Piccard, Inge Solheim und David de Rothschild, der Surfer Squad mit Kelly Slater, Stephanie Gilmore und Sally Fitzgibbons sowie der Jet Squad mit dem Breitling Jet Team ergänzt die Triathlon Squad diese Story jetzt mit ihrem individuellen Charakter und ihren ganz individuellen Stärken. Die Schweizer Spitzen-Triathletin Daniela Ryf ist Teil des Teams. Sie hat die Ironman-Weltmeisterschaft auf Hawaii viermal gewonnen. Mit ihrer übermenschlichen Leistung ist sie wie niemand anders eine glaubwürdige Botschafterin der Triathlon-Community. Ein Team lässt sich durchmischen, kann gleichzeitig männlich, weiblich, alt und jung sein. Ein Team ist vielfältiger als eine einzelne Persönlichkeit. Das verstehen auch die Chinesen gut, bei denen nicht nur die Kraft des Kollektivs viel gilt, sondern auch die Frau.



Die gute Laune blieb: Lindbergh, Kern, Pitt, Wu (v.l.) in Peking.

Die Parole «Frauen tragen die Hälfte des Himmels» von Staatsgründer Mao Zedong war die ideologische Grundlage für Chinas Gleichstel-

Frauen besetzen immerhin schon 32 Prozent aller höheren Managementpositionen.

lungspolitik. In der Politik sind Frauen noch immer unterrepräsentiert, in der Wirtschaft besetzen sie aber immerhin schon 32 Prozent aller höheren Managementpositionen.

Dazu passt unsere neuere Sicht auf die Welt nur zu gut. Die Frauen sind nicht mehr die schönen, schmachtenden, auf die Erlösung durch

den vom Himmel herabschwebenden Piloten-Macho hoffenden Nebendarstellerinnen. Die Stereotyp aus den 1980er Jahren sind völlig veraltet. Damit hat Breitling aufgeräumt. Heute sind starke, selbstbewusste Frauen wie die Surferinnen Stephanie Gilmore – die Australierin feierte vor ein paar Tagen ihren siebten Weltmeistertitel! – und Sally Fitzgibbons oder Schauspielerin Charlize Theron in den Teams. Sie allen stehen auf der gleichen Stufe wie ihre Kollegen. Breitling-Frauen sind stark.

Legendärer Pilot

Auf die Fliegerei als Abenteuerspielplatz zu verzichten, wäre aber falsch. Keine Uhrenmarke hat eine reichere Geschichte in der Fliegerei. Selbst Brad Pitt, der seit vielen Jahren Breitling-Uhren trägt, ist Pilot. An der Gala hat er sich sehr lange und ausführlich mit dem 94-jährigen Ollie Crawford unterhalten, dem ältesten noch lebenden Piloten des legendären Curtiss-P40-Flugzeuges. Dieses gehört bis heute zu den Ikonen der Luftfahrtgeschichte – es läutete die Geburtsstunde der chinesischen Luftwaffe ein –, und ihr Design sowie das Cockpit mit den unverkennbaren Board-Instrumenten dienten uns als Inspiration für eine Sonderedition mit dem Namen «Aviator 8 Curtiss Warhawk».

Das Verhältnis zwischen Brad Pitt und den chinesischen Autoritäten war jahrelang angespannt. Nach seiner Rolle in «Seven Years in Tibet» (1997) signalisierte ihm die Regierung, dass er im Land unerwünscht sei. Erst sieben Jahre später reiste Pitt erstmals wieder nach China. Peking war für Pitt nun eine Premiere. Die Grösse der Stadt, sagte er im Gespräch mit dem Squad-Fotografen Peter Lindbergh und der australischen Squad-Surferin Sally Fitzgibbons, ohne

die schon längst wieder abgelegte Fliege, würde ihn extrem beeindruckt. Bereits bei den Journalisten-Interviews während der Gala zeigte sich Pitt charmant und engagiert, mit sich und China im Reinen. Breitling arbeitet mit Markenbotschaftern, weil sie wie hier in China schnell eine Botschaft zu transportieren vermögen. Langfristig funktioniert das Zusammenspiel aber nur, wenn die Botschafter auch authentisch sind.

Brad Pitt musste nach der Gala wieder abreisen. Zurück in den USA, feierte er im Rahmen der Familien-Squad Thanksgiving. *Georges Kern*

Der Autor ist CEO der Schweizer Uhrenfirma Breitling.



«Warum sollte ich nein sagen?»: Spitzenpolitikerin Kramp-Karrenbauer.

Die Zeit ihres Lebens

Annegret Kramp-Karrenbauer, die Generalsekretärin der CDU, könnte schon bald deutsche Kanzlerin sein. Woher kommt diese Frau? Was treibt sie an? *Von Erik Ebnetter*

Es sind meist Kinder, die Erwachsene daran erinnern, wie die Zeit vergeht. Der Sohn von Eva Quadbeck, einer Journalistin in Berlin, wollte eines Tages von ihr wissen, ob Männer eigentlich auch Kanzler werden könnten. Angela Merkel regiert Deutschland seit dreizehn Jahren, und wenn sie spätestens 2021 als Kanzlerin abtreten wird, ist es nicht unwahrscheinlich, dass ihr eine Frau im Amt nachfolgen wird. Niemand wäre überrascht, schon gar nicht die Jungen.

Aktuell konkurriert Annegret Kramp-Karrenbauer, die CDU-Generalsekretärin, mit Jens Spahn, dem Gesundheitsminister, und Friedrich Merz, dem früheren Unions-Fraktionschef, um den Parteivorsitz, der am Freitag in Hamburg vergeben wird. Sie gilt als Favoritin, obschon es nicht einfach ist, die Lage einzuschätzen. Am Ende entscheiden 1001 Delegierte über die Personalie, und die meisten von ihnen halten sich bedeckt. Sollte Kramp-Karrenbauer sich durchsetzen, wäre sie zugleich designierte Kanzlerkandidatin der ewigen Kanzlerpartei, als die sich die CDU versteht. Adenauer, Erhard, Kiesinger, Kohl – die Traditionslinie reicht weit zurück.

Eva Quadbeck hat mit ihrer Kollegin Kristina Dunz ein Buch über Annegret Kramp-Karrenbauer geschrieben. Es heisst «Ich kann, ich will und ich werde» und zitiert den bekannten Ausspruch, mit dem sich Kramp-Karrenbauer im Februar 2018 um das Amt der CDU-Generalsekretärin bewarb. Auf der Buchrückseite steht

gross die Frage: «Kann sie auch Kanzlerin?» Die Autorinnen schreiben: «Die? Wer 2013 in den ersten Nachfolgedebatten um Kanzlerin Angela Merkel den Namen der saarländischen Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer schon aussprechen konnte und dies auch tat, erntete ein müdes Lächeln.» Fünf Jahre können eine Ewigkeit sein.

Kramp-Karrenbauer wurde oft unterschätzt – und ergriff instinktsicher jede Chance, die sich ihr bot. Jetzt steht sie zwei Schritte vor dem Kanzleramt. Bald könnte sie als erste Frau in Europa eine Frau im Regierungsamt ablösen und damit eine neue Tradition begründen. Eine weitere Biografie, die soeben erschienen ist, gibt schon einmal die Richtung vor: «Die Macht ist weiblich» lautet der Titel.

Mann aus dem 19. Jahrhundert

Die Geschichte beginnt 1962 im Saarland, das damals erst seit fünf Jahren zur Bundesrepublik gehörte. Annegret, im lokalen Dialekt «es Anne» genannt, kam als fünftes Kind einer bürgerlichen Familie zur Welt. Der Vater war Sonderschullehrer und kümmerte sich nebenher um Arbeitslose und Randständige, die Mutter führte den Haushalt, der noch um ein weiteres Kind anwachsen sollte. Es galt die klassische Rollenteilung, auch für die Kinder: Die Söhne putzten das Auto, die Töchter halfen in der Küche. Der Kanzler hiess Konrad Adenauer und hatte Jahrgang 1876.

Es war, wie Annegret Kramp-Karrenbauer heute findet, eine ideale Vorbereitung auf ihr Leben in der Politik. «Wenn man in einer Grossfamilie zu den Jüngsten gehört, will man immer auch das machen, was die Älteren können», sagt sie im Buch von Quadbeck und Dunz. «Wenn mir Möglichkeiten verschlossen waren oder Grenzen gesetzt wurden, hat mich das immer besonders angepickt. Dann sagte ich immer: «Das werden wir jetzt erst einmal sehen.»» Die Grossfamilie entpuppte sich als politische Schule: «Man kann lernen, wie man Koalitionen bildet, um Interessen durchzusetzen, und wie man taktisch vorgeht.» Und Annegret Kramp, wie sie damals hiess, war eine fleissige Schülerin.

Rudolf Müller, der ehemalige Bürgermeister von Püttlingen, wo Kramp-Karrenbauer aufwuchs und bis heute lebt, entdeckte ihr politisches Talent früh. Er bezeichnet sie als «blitzgeschwindigkeit, ehrgeizig und durchsetzungsstark» und attestiert ihr einen «eisernen Willen zur Macht». 1981 trat sie der CDU bei, 1984 übernahm sie als Stadträtin ihr erstes öffentliches Amt. Der Kanzler hiess Helmut Kohl, und in seinem Kabinett sass eine einzige Frau.

Annegret Kramp, vom Vater immer gefördert («Ich war das Papa-Kind»), studierte Rechts- und Politikwissenschaften in Trier und Saarbrücken und heiratete Helmut Karrenbauer, den sie seit Kindertagen kannte. Während sie für die Familie «es Anne» blieb, war sie nun öffentlich Annegret Kramp-Karrenbauer, kurz AKK: eine junge Frau, die ihre ersten beiden Kinder bekam, zudem politisierte und studierte, ehe sie 1991, nach dem Abschluss, eine Stelle in der CDU Saar antrat.

«Kann sie auch Kanzlerin?» Die Frage schien damals mehr als ein Leben entfernt zu sein.

Die Karriere von Annegret Kramp-Karrenbauer kam vergleichsweise langsam in Gang. Erst 1998, kurz nach der Geburt ihres dritten

Kindes, zog sie in den Bundestag, den sie ein halbes Jahr später bereits wieder verlassen musste. Sie war nun 36, eine abgewählte Politikerin in der deutschen Provinz. Konnte so jemand eine Zukunft in Berlin haben? Jens Spahn, ihr Konkurrent um höchste Ämter, ist 38 und seit sechzehn Jahren im Bundestag.

Der neue Sheriff ist eine Frau

Kramp-Karrenbauer, die nie ausserhalb der Politik gearbeitet hat, setzte weiterhin auf die Fähigkeiten, die sie sich zu Hause erworben hatte: Koalitionen schmieden, Interessen durchsetzen. Sie kandidierte für den saarländischen Landtag und war bald Parlamentarische Geschäftsführerin der Fraktion. Und als Peter Hans, der Fraktionschef, erkrankte, übernahm sie faktisch dessen Aufgaben. «Sie weiss, wie man führt. Sie weiss, wie man Machtpositionen einnimmt», sagt Tobias Hans, der sie damals aus der Nähe beobachtete. Er ist der Sohn von Peter Hans und heute Ministerpräsident des Saarlands.

Dass Kramp-Karrenbauer in dieser schwierigen Situation so entschieden auftrat, beeindruckte auch Peter Müller, den damaligen Ministerpräsidenten. Bald schon liess er sondieren, ob sie saarländische Innenministerin werden wolle. Es ist ein hartes Amt, man ist zuständig für die Sicherheit. Die bekanntesten deutschen Innenminister waren damals Otto Schily (SPD) im Bund und Günther Beckstein (CSU) in Bayern. Sie gefielen sich in ihrer Rolle als roter und schwarzer Sheriff, die Law and Order durchsetzten. Innenpolitik – das war eine Männerwelt.

Ein Emissär wurde losgeschickt. «Jetzt sag bitte nicht nein», bat er Kramp-Karrenbauer.

«Warum sollte ich nein sagen?», entgegnete sie.

Wenig später gab es in Deutschland erstmals eine Innenministerin: eine dreifache Mutter, deren Mann als Bergbauingenieur in der Nacht arbeitete, um tagsüber die Kinder zu betreuen. Es war das Jahr 2000. Eine neue Zeit hatte begonnen.

Kramp-Karrenbauer machte sich im saarländischen Kabinett schnell unverzichtbar. Sie wurde Bildungs- und auch Arbeitsministerin, und als Peter Müller zurücktrat, wurde sie 2011 schliesslich Ministerpräsidentin. Sie bildete mit den Grünen und der FDP eine Regierung, aber nach einem halben Jahr warf sie die FDP raus, ausgerechnet am 6. Januar, an dem die Partei ihre traditionelle Dreikönigstagung beging. Es war eine Machtdemonstration.

Angela Merkel, damals schon lange die erste Kanzlerin, hatte damit nicht gerechnet. Sie koalierte mit der FDP im Bund und war entsetzt über das Signal aus dem Saarland. Sofort liess sie sich mit Kramp-Karrenbauer verbinden – und verlor die Contenance. Merkel schrie, Merkel tobte. Aber AKK blieb Ministerpräsidentin und gewann die nächste Landtagswahl.

Das Verhältnis der beiden sollte sich bald verbessern. Sie stehen sich politisch nahe, zudem ist Kramp-Karrenbauer der Kanzlerin seither nicht mehr in die Parade gefahren. Mit ihren Wahlerfolgen im Saarland stützte sie vielmehr deren Position in Berlin, zuletzt im Frühjahr 2017, als die SPD mit Martin Schulz, ihrem frischgekürten Kanzlerkandidaten, in Umfragen massiv zulegte. Die SPD ist im Saarland mit seiner Bergbautradition stark verankert, aber die CDU gewann die Wahl haushoch. Es war der Anfang vom Ende des Schulz-Hypes.

Die Grossfamilie entpuppte sich als politische Schule – und AKK war eine fleissige Schülerin.

Oskar Lafontaine (Linke), der bekannteste Politiker aus dem Saarland, sagte noch am Wahlabend zu Kramp-Karrenbauer: «Na ja, 35 Prozent hätte ich Ihnen ja zugetraut, aber über 40 nun wirklich nicht.» Lafontaine war einmal Kanzlerkandidat der SPD gewesen – in einer anderen Zeit.

Zu Tisch mit Merkel

Merkel erkannte, dass sie Kramp-Karrenbauer in ihrer Nähe brauchen könnte. Im Frühjahr 2018 bot sie ihr an, nach Berlin zu wechseln. Man sass in einem Restaurant und trank Rotwein, die Stimmung war gelöst. Merkel hatte an einen Ministerposten gedacht, aber Kramp-Karrenbauer schlug stattdessen vor, das Generalsekretariat der Partei zu übernehmen. Es ist ein Amt, das normalerweise an eine hoffnungsvolle Nachwuchskraft geht. «Das war spontan, aus dem Bauch heraus», sagt Kramp-Karrenbauer heute. «Danach war auf beiden Seiten erschrockenes Schweigen. Wir haben vereinbart, dass wir diese Idee erst einmal sich setzen lassen.» Sie brauchten dafür nicht lange.

Am 26. Februar sagte Annegret Kramp-Karrenbauer vor den CDU-Delegierten: «Ich kann, ich will, ich werde.» Sie hatte – ob spontan oder nicht – erkannt, dass sie sich als Generalsekretärin mit allen politischen Themen beschäftigen und zugleich die Partei besser kennenlernen würde. Das ist in einer Zeit, in der eine Ära zu Ende geht und man sich neu profilieren muss, von unschätzbarem Vorteil.

Eva Quadbeck und Kristina Dunz schreiben in ihrem Buch über Kramp-Karrenbauer: «Sie kann, sie will und – wenn es gut für sie läuft – wird sie auch.» Plötzlich steht AKK für «Annegret kann Kanzlerin». Die Zeit ist schnell vergangen.



Kristina Dunz, Eva Quadbeck: Ich kann, ich will und ich werde. Annegret Kramp-Karrenbauer, die CDU und die Macht. Propyläen. 334 S., Fr. 37.90

Afrika

Ich bin ich

Nigerias Präsident Muhammadu Buhari lebt, sagt er.

Happy Birthday, Mister President! Muhammadu Buhari, das Staatsoberhaupt von über 190 Millionen Nigerianern, eines Landes mit 250 Ethnien, 514 Sprachen und Dialekten und reichen Erdölvorkommen im Nigerdelta, wird am kommenden 17. Dezember 76 Jahre alt. Zuvor bestätigte ein schmalgesichtiger Buhari im polnischen Krakau am Rande einer Umweltschutzkonferenz vor Landsleuten, die ihn mit der Frage löcherten, ob er tatsächlich Buhari sei und nicht ein Doppelgänger: Ich bin ich und nicht ein Klon.

Seit seiner Wahl vor drei Jahren war Präsident Buhari mal 51 Tage, dann 104 Tage *out of office* zur Behandlung einer rätselhaften Krankheit in London, die zu Beginn als Infektion im Ohr (*Ménière's disease*) gedeutet, aber nie offiziell diagnostiziert wurde und an die Tarnung des



33. Sohn seines Vaters: Herrscher Buhari.

Gesundheitszustandes von Roosevelt, Kennedy, Breschnew oder Mitterrand erinnert. Aber auch an Stalins Attentatsangst und an seine Doubles, allen voran den brillanten Felix Dadajew, der nach dem Tod des Kremlherrschers als Professor der Geheimdienstakademie und als Satiriker Karriere machte. Saddam Hussein soll mindestens drei Lookalikes bis vor die Schlafzimmertür beschäftigt haben.

Wahr ist, dass Buhari gefährlich lebt in einem Land, das Männer ohnehin im Schnitt nur 51 Jahre alt werden lässt. Der 33. Sohn seines Vaters und das 13. Kind seiner Mutter hatte bei jedem Militärputsch seine bewaffnete Faust im Spiel. Beim Staatsstreich 1983 eroberte er erstmals die Macht, wurde aber nach zwei Jahren gestürzt. Er nahm dreimal vergeblich Anlauf aufs Präsidentenamt und entging 2014 einem Attentat der islamischen Terrororganisation Boko Haram, der grössten Landesplage nebst der unausrottbaren Korruption. Nächstes Jahr kandidiert ein Muhammadu Buhari wieder. Peter Hartmann

Vernebelter Blick auf den Süden

Warum Italien in den Rankings der Ökonomen so schlecht abschneidet.

Von *Gottlieb F. Höpli*

Italien ergeht es hierzulande anscheinend wie einer überaus schönen Frau: Es ist einfach zu schön, um auch noch als seriös zu gelten. Wie könnte es sonst sein, dass die achtgrösste Volkswirtschaft der Welt in den Medien ebenso wie in den Ranglisten der Ökonomen regelmässig so schlecht abschneidet? Im Wettbewerbsranking des WEF etwa rangierte Italien in den letzten Jahren regelmässig auf Positionen zwischen 40 und 50, hinter Ländern wie Aserbaidschan oder Malta. Erst 2018 haben Professor Klaus Schwabs Konjunkturwettermacher unseren südlichen Nachbarn auf Platz 31 vorrücken lassen. Ohne ausreichende Begründung. Das renommierte Lausanner International Institute for Management Development sieht Italien sogar auf Rang 42 der 137 untersuchten Länder, weit hinter Estland und Litauen, hinter Chile und Kasachstan.

Das konstant schlechte Abschneiden Italiens wirft denn doch einige Fragen auf. Zum Beispiel die Frage, wie objektiv die vermeintlich wissenschaftlichen Daten des globalen volkswirtschaftlichen Schaulaufens wirklich sind. Oder wie stark subjektive Daten und ökonomische Moden diese Ranglisten beeinflussen. Eine neue, seit drei Jahren durchgeführte weltweite Attraktivitätsstudie des renommierten Mailänder Think-Tanks The European House Ambrosetti untersucht nun mögliche Gründe der Diskrepanz zwischen der realen wirtschaftlichen Performance der italienischen Volkswirtschaft und der Wahrnehmung in den genannten Ökonomen-Rankings. Sie kommt nicht ganz unerwartet zu positiveren, aber durchaus plausiblen Bewertungen, die Italien auf dem 16. Platz sehen. Auf den Rängen 1 bis 4 stehen hier die USA, Deutschland, China und Japan.

Zur Schau getragener Pessimismus

Nun würde der jahrhundertalte Ruf des Belpaese als Reiseziel und Sehnsuchtsort ja eigentlich eher ein positives Vorurteil erwarten lassen. Aber vielleicht liegen die Dinge komplizierter. Italien wurde schon immer gleichzeitig besungen und gescholten: Das azurblaue Licht, das Meer, die Landschaften, die Städte mit ihren Kunst- und Kulturschätzen – so viel Schönheit! Und daneben die Umweltzerstörung, die Politik, schwankend zwischen Ineffizienz, Schuldenwirtschaft und Korrupti-

on, die Umweltzerstörung, die Mafia und eine katastrophale Jugendarbeitslosigkeit.

Da mag sich in manchem Besucher der Gedanke aufdrängen, dass die leichtsinnigen Italiener das schöne Land, in dem sie leben, eigentlich gar nicht verdienen. Was wäre daraus zu machen, wenn tatkräftige Manager die Dinge in die Hand nehmen würden! Wer nördlich der Alpen im Geist protestantischer Ethik zu effizientem Wirtschaften erzogen wurde, hat es schwer, den vermeintlich lässigen Lebensstil unter südlichem Himmel neidlos zu akzeptieren.

Das Bild vom sorglosen Dolcefarniente gibt aber nur einen Teil der Wirklichkeit Italiens



Zu stolz: Obsthändler in Sizilien.

wieder, das ja auch die neuntgrösste Exportnation der Welt ist, in puncto Reichtum der privaten Haushalte weltweit auf dem 17. Platz steht (laut Global-Wealth-Report der CS) und beim Vermögenszuwachs zurzeit sogar unter den Top Ten rangiert. Und wo hat der Medienkonsument letztmals gelesen, dass das Land mit jährlich 3,2 Milliarden Euro der viertgrösste Nettozahler der EU ist?

Derlei Wirtschaftsdaten haben es schwer in den Medien, für die bekanntlich nur schlechte News gute Nachrichten sind. Aber auch in den Medienberichten von Römer Korrespondenten, die nie so viele Aufträge aus der heimischen Redaktionszentrale erhalten wie dann, wenn es

um «Bunga Bunga», die Mafia oder um einstürzende Viadukte geht. Derlei ungnädige Urteile fliessen eben auch in die Meinungen und Ranglisten der Ökonomen ein. Denn die Ergebnisse der Befragung von Managern machen einen substanziellen Anteil der Studien aus. In der Ambrosetti-Studie, die hierzulande kaum zur Kenntnis genommen wurde, wird zudem moniert, dass die Homogenität der zusammengetragenen Daten keineswegs über alle Zweifel erhaben sei. Und vor allem werde auch die kritische Masse der untersuchten Volkswirtschaften nicht ausreichend gewichtet (Malta steht ungewichtet neben Russland oder eben Italien).

Ein weiterer Grund für das bisher schlechte Abschneiden Italiens in den diversen Rankings liegt, so die Ambrosetti-Studie, in der seltsamen Differenz zwischen der – einigermaßen pragmatischen – Einschätzung der italienischen Volkswirtschaft durch ausländische und jener durch einheimische Manager und Ökonomen. Damit sind wir bei einem ausgesprochen italienischen Problem angelangt, das mehr über das Verhältnis der Italiener zu ihren Institutionen als über ihre eigene Leistung aussagt. Denn das Selbstbild der Italiener bezüglich ihrer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ist sogar noch schlechter als das Image des Landes im Ausland. Das bestätigt einen psychologischen Effekt, den jeder kennt, der sich in Italien über die Zustände des Landes unterhält. Die Einheimischen klagen gerne und dramatisch über die skandalösen Zustände. Aber sie erwarten, dass der Besucher diesen Informationen die offensichtlichen Pluspunkte hinzufügt, über die das Land verfügt. Es ist ein zur Schau getragener Pessimismus, der zu stolz ist, die Qualitäten des Landes herauszustreichen. Auch diesen Aspekt vermisst man in den Medien und in den grassierenden Managerbefragungen.

Johann Wolfgang Goethe, der in seiner «Italienischen Reise» ausgiebig über schmutzige Strassen und Gasthäuser, betrunkenen Kutscher und betrügerische Wirte klagte, hatte da mehr Sinn für die Komplexität Italiens. Er setzte als Motto über seinen autobiografischen Bericht den Ausruf «Auch ich in Arkadien!».

Gottlieb F. Höpli ist Journalist, Kolumnist beim *Schweizer Monat* und ehemaliger Chefredaktor des *St. Galler Tagblatts*.

Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Wohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'350.- p.Mt., Kauf 1'980'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 4'400.- p.Mt., Kauf 1'952'000.- Bezug nach Vereinb.
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 2'600.- p.Mt., Kauf 1'145'000.- Bezug nach Vereinb.
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 3'300.- p.Mt., Kauf 1'278'600.- Bezug nach Vereinb.
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 340'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8476 **Unterstemmheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft !



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.





Wie eine verwöhnte Prinzessin: Lady Sussex, Gemahl Harry.



Ikone der Woche

Auf Wiedersehen in der Provinz

Von Michael Bahnerth

Die modernen Märchen von Prinzen und Prinzessinnen sind auch immer von kürzerer Dauer und stranden gelegentlich in der Gosse des Gewöhnlichen. In diesem Fall in Frogmore Cottage, einer Art luxuriösem Gartenhäuschen, das Queen Victoria einst ihren Kindern zum Spielen bauen liess. Prinz Harry und seine Angehraute, die Herzogin von Sussex, werden Anfang nächstes Jahr und nach einer 6,4 Millionen Franken teuren Renovation in das Häuschen mit zehn Schlafzimmern einziehen. Bis vor kurzem wohnte dort noch Personal. Frogmore Cottage liegt auf Windsor, unweit des königlichen Friedhofs und relativ weit weg von Kensington Palace, wo das dickste des britischen blauen Blutes residiert. Der Prinz und die Herzogin haben im Haupthaus von Frogmore ihre Hochzeitsparty gefeiert, und wenn man den Berichten Glauben schenkt, war der 19. Mai der letzte glückliche Tag der Familie Windsor.

Offenbar ist es so, dass die neue Herzogin weniger zum blauen denn zum bösen Blut neigt. Neu ist das nicht. Vor der Hochzeit warnten einige aus Meghans Familie die Royals davor, dass Meghan sich schon immer aufgeführt habe wie eine verwöhnte Prinzessin. Sie will offenbar so viel, dass inzwischen sogar die Queen sauer sein soll. Was genau sie will, sickert nicht durch, aber es soll viel mehr sein, als die Welt gemeinhin für Herzoginnen zu bieten hat. Man muss indes berücksichtigen, dass Meghan schwanger ist und sich deshalb wohl noch etwas mehr als üblich ausserhalb der royalen Spur bewegt.

Kate, die zukünftige Königin, redet nicht mehr mit ihr und sagt, dass sich Harry sehr verändert habe, seit er Meghan hat. William, der zukünftige König, mag mit seinem Bruder nicht gemeinsam Weihnachten feiern, weil Harry und Meghan Stimmungskiller seien. Die ehemaligen Mitarbeiter, die wegen Lady Sussex gekündigt haben, schweigen noch.

Der kleine Palastkrieg erreichte seinen Höhepunkt, als William und Kate das Zickenpaar nicht als Nachbarn im Kensington Palace haben wollten, im Appartement 1, das 21 Zimmer hat und durch eine Tür verbunden ist mit dem Appartement 1A, dessen 20 Zimmer William mit seiner Familie bewohnt.

Die Entsorgung von Mitgliedern der königlichen Familie in die Provinz ist nichts Neues. Man löste die Probleme schon immer so. Der Letzte, den es traf, war Edward VIII., dessen Frau, Wallis Simpson, eine Amerikanerin wie Meghan, ebenfalls dachte, die Welt liege einer Herzogin zu Füssen, sogar dann, wenn sie darauf herumtrampelt.

Schwarzmalerei aus Jerusalem

Yuval Noah Harari gelingt ein internationaler Bestseller nach dem anderen. Der israelische Historiker schreibt mit der Kraft eines alttestamentarischen Propheten, der vor einem apokalyptischen Ereignis warnt. *Von Pierre Heumann*

Er ist wieder da: Der Negativprophet aus Israel, der 42-jährige Historiker Yuval Noah Harari, der uns beim Denken an die Zukunft der Menschheit um den Schlaf bringen will. In linksliberalen Kreisen ist der Bestsellerautor eine Ikone. Politiker wie Barack Obama oder Hightech-Unternehmer vom Kaliber eines Mark Zuckerberg und Bill Gates empfehlen sein Opus wärmstens zur Lektüre. Vor einigen Wochen empfing ihn Bundeskanzlerin Angela Merkel mit der Frage: «Mister Harari, was sind die wichtigsten Herausforderungen für die Menschheit?»

Dem Gast aus Jerusalem standen für sein Referat fünfzehn Minuten zur Verfügung, in denen er die Kanzlerin vor den Gefahren eines Nuklearkriegs, des Klimawandels und der disruptiven Technologien warnte, wie er später in einem Interview mit der *Zeit* sagte.

Harari wurde ins Kanzleramt geladen, weil er sich in seinem jüngsten Opus mit dem anspruchsvollen Titel «21 Lektionen für das 21. Jahrhundert» mit den Risiken der Gegenwart auseinandersetzt. Sein Einfluss lässt sich daran ablesen, dass das Buch drei Monate nach der Publikation in dreissig Sprachen vorliegt und auf Deutsch in vierter Auflage erschienen ist.

Die heutige Politik ist «nihilistisch»

Harari bietet keine leichte Kost. Das «Momentum unserer Zeit ist negativ», schreibt er. Die Menschheit stehe vor der grössten Herausforderung aller Zeiten. Die Kombination von Informations- und Biotechnologie schaffe eine neue Realität, in der alle bisherigen Regeln über den Haufen geworfen würden. Ihn erfüllt mit Sorge, dass gerade jetzt eine Vision fehlt, an der sich die Welt orientieren kann. Die einstigen Narrative «Kommunismus» und «Neoliberalismus» seien obsolet; ein Substitut sei nicht vorhanden. Die heutige Politik bezeichnet er als «nihilistisch».

Immer wieder profiliert sich Harari als geistiger Überflieger. In seinem ersten Bestseller Buch beschrieb er, wie der Homo sapiens andere Lebewesen unterjocht oder ausgelöscht hat. Sein zweites Werk war ein Blick in die Zukunft und handelt vom Aufstieg des Menschen zum Wesen mit göttlichen Fähig-

keiten, weil er die neuen Technologien zu nutzen versteht. Beide Bücher haben sich fünfzig Millionen Mal verkauft und wurden in fünfzig Sprachen übersetzt.

Sein Erfolg kommt nicht von ungefähr. Harari schreibt mit der Kraft eines alttestamentarischen Propheten, der vor einem apokalyptischen Ereignis warnt. Während Noah für die vom Aussterben bedrohten Arten eine Arche zimmerte, empfiehlt Harari die Flucht ins New Age. Er selber ernährt sich vegan, meditiert zwei Stunden täglich und zieht sich, zusammen mit seinem Manager und Ehemann Itzik, jährlich während zweier Monate nach Indien zurück, um in sich zu gehen.

Harari spricht Grünen und Linken aus dem Herzen. Im Kampf gegen den Klimawandel fordert

er eine Kooperation aller Staaten. Nationale Regierungen seien im Alleingang nicht in der Lage, die globale Erwärmung aufzuhalten. Grenzübergreifende Abkommen seien ebenfalls dringend nötig, um bei der künstlichen Intelligenz (KI) ein Wettrüsten Europas, der USA und Chinas zu verhindern.

Seit dem Wahlsieg von US-Präsident Donald Trump und dem Ja der britischen Wähler zum Austritt Grossbritanniens aus der EU ist Harari überzeugt: Auf den Verstand von Individuen ist kein Verlass. Bei Referenden

und Wahlen seien keine vernünftigen Argumente ausschlaggebend, sondern Gefühle. Wenn es Ziel der Demokratie sei, kluge Entscheide zu treffen, sollte man deshalb nicht alle Menschen mit dem Wahlrecht ausstatten. Es gebe nämlich, meint Harari, zahlreiche Belege dafür, dass Menschen mit überdurchschnittlichem Wissen rationaler entscheiden als die Masse, vor allem, wenn es um wirtschaftliche oder politische Fragen gehe. Den Austritt Grossbritanniens aus der EU hätte man deshalb unter keinen Umständen dem Volk vorlegen dürfen, weil es schlicht zu dumm sei, Pardon: nicht über das notwendige Wissen in Wirtschaft und politischen Wissenschaften verfüge. Es käme ja niemand auf die Idee, zitiert Harari einen britischen Biologen, das Volk darüber abstimmen zu lassen, ob Einsteins Relativitätstheorie richtig oder falsch sei.

KI übertrumpft Demokratie

Experten bekommen allerdings nicht immer recht, zumal wenn sie linear denken. Diese Erfahrung machte zu Beginn des letzten Jahrhunderts zum Beispiel der Pazifist Norman Angell. 1910 glaubte er in seinem Buch «The Great Illusion» ein für alle Mal nachgewiesen zu haben, dass sich Kriege nicht mehr lohnen würden, weil sie im Zeitalter der globalen Verflechtungen zu grossem wirtschaftlichem Schaden führten. Da Kriege nicht nur moralisch verwerflich, sondern ökonomisch desaströs seien, werde der Frieden ausbrechen. Doch der Lauf der Geschichte folgt bekanntlich nicht der Vernunft: Vier Jahre nach der Veröffentlichung von Angells Buch brach der Erste Weltkrieg aus.

Was vermag die Ratio? Bis Ende des letzten Jahrhunderts seien Demokratien besser als Diktaturen gewesen, meint Harari, weil die Verarbeitung von Informationen durch das Volk effizienter war als Ein-Mann-Entscheidung. Doch die künstliche Intelligenz übertrumpfe jetzt die Demokratie.

Schnelle Rechner würden künftig Bürger oder Experten ablösen. Je mehr Informationen von der künstlichen Intelligenz verarbeitet würden, desto besser fielen Entscheide aus. Da könne weder ein Individuum noch eine Gruppe mithalten.

Weil Algorithmen uns am Ende gründlicher kennen würden als wir uns selber, sieht Harari die Möglichkeit, dass Diktaturen die absolute Kontrolle über die Bürger überneh-



Autor Harari.

Literatur-Extra

- 56 **Schwarzmalerei aus Jerusalem**
Yuval Hararis Zukunftsschau
- 58 **Bücher des Jahres**
Empfehlungen von Prominenten, Experten und *Weltwoche*-Autoren
- 63 **Schweizer Klassiker**
Walter Matthias Diggelmann
- 64 **Euphorie und Depression**
Alexander Wendt über Drogen
- 66 **Saga der friedlichen Integration**
Kurt Guggenheims Zürich-Roman
- 67 **«Dieser seltsame Mann»**
Freysingers Schlüsselroman
- 67 **Sprache**
Max Wey: Chropfleerete



Was vermag die Ratio?

men, ohne dass das Volk Widerstand leiste. Die Menschen seien nicht mehr autonom, sondern Teil eines Datenflusses, was sie manipulierbar mache.

Den freien Willen hält Harari für eine Fiktion. Entwicklungen bei der künstlichen Intelligenz könnten seines Erachtens die Autorität von Algorithmen stärken und die Idee von der individuellen Freiheit untergraben.

Die Mega-Zahlenreihen, denen Harari vertraut, reflektieren allerdings die Vergangenheit, weniger die Zukunft. Wer nur rückwärts blickt, verpasst neue Ideen oder Trendwenden und gibt sich mit seiner linearen Methode der Todsünde aller Prognostiker hin.

Als Beispiel für den Vormarsch der künstlichen Intelligenz nennt Harari stupende Leistungen eines Schachcomputers, der sich das komplexe Spiel in kürzester Zeit selber bei-

gebracht hat. Darauf stützt der Historiker seine These, nach der in naher Zukunft kreative Arbeiten von schnellen Rechnern ausgeführt werden können.

Seine Prognose, nach der Computerprogramme eines Tages das menschliche Denken verdrängen würden, weil diese zu besseren Entscheidungen führen als das Hirn, wird von führenden Experten allerdings bezweifelt. Künstliche Intelligenz vermag grössere Datenmengen zu analysieren als der Homo sapiens. Doch das ist nicht ausschlaggebend. Denn Entscheidungen basieren nicht nur auf der Analyse von Big Data. Kein Computer kann die Verantwortung übernehmen oder zwischen Optionen entscheiden, die der Rechner ausspuckt.

Für die meisten Menschen hat Harari eine düstere wirtschaftliche Botschaft. Die künstli-

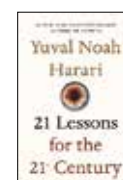
che Intelligenz mache massenweise Arbeitsplätze überflüssig. Milliarden von Menschen würden ihren Job verlieren. Die kombinierte Wucht von Big Data und Gen- und Biotechnik werde sie nicht nur arbeitslos, sondern nutzlos machen. Genügend neue Arbeitsplätze, um die Arbeitslosen zu absorbieren, hält Harari für unrealistisch. Das Heer der Nutzlosen, so Harari, sei verletzlich und schutzlos. Als sich vor hundert Jahren die Arbeiter gegen die Ausbeutung wehrten, hätten sie gewusst: «Die Kapitalisten können uns nicht erschiessen, weil sie uns in den Fabriken brauchen.» Jetzt aber gebe es für die herrschende Klasse keine wirtschaftlichen Gründe, nutzlose und entbehrliche Arbeitslose zu respektieren.

Wo Harari sich täuscht

Harari, der Schwarzmaler, zieht freilich nicht in Betracht, dass die Digitalisierung dem Einzelnen mehr Macht und Einfluss verleiht. Dank der neuen Technologien kann jedermann seinen Informationsradius im Vergleich zu früher unendlich erweitern und mit Leichtigkeit Wissen auf seinen Bildschirm holen, was früher nicht denkbar war. Das führt zu einer besseren und interessanteren Gesellschaft. Zudem wird künstliche Intelligenz anspruchsvolle Jobs nötig machen – zumindest für diejenigen, die die Fähigkeit haben, sich dieser Herausforderung zu stellen.

Harari glaubt zwar, dass sich die meisten Menschen nicht anpassen können. Mit seinem Defätismus erinnert er an den Medienprofessor Neil Postman, der Mitte der 1980er Jahre in seinem Buch «Wir amüsieren uns zu Tode» den Niedergang des Buchdruck-Zeitalters vorausgesagt hatte, weil das Publikum fortan nur noch fernsehen würde. Auch Harari hält die Menschen für hirnloser, als sie sind. Er täuscht sich: Jung und Alt setzt das Handy, das erst vor zehn Jahren auf den Markt kam, sinnvoll ein. Viele neue Jobs sind zudem rund ums Handy entstanden. Professioneller Warner, der er ist, sieht Harari aber vor allem die Gefahren, zum Beispiel permanente Überwachung und fremdgesteuerte Entscheide.

Der Intellektuelle, der bei aller Kritik ein packender Geschichtenerzähler ist, ruht nicht. Mit seinen acht Mitarbeitern ist er bereits mit seinen nächsten Projekten beschäftigt. Dazu gehört ein Fernsehfilm über seinen ersten Bestseller, «Eine kurze Geschichte der Menschheit», zudem ein Kinderbuch, in dem er den Kids die Zukunft erklären will. Als sanfte Gutenachtgeschichte wird es sich wenig eignen.



Yuval Harari: 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert. C. H. Beck. 459 S., Fr. 36.90



Unsere Bücher des Jahres

Was lohnt sich an langen Winterabenden zu lesen? Persönliche Empfehlungen von Prominenten, Experten und den *Weltwoche*-Autoren. Illustration von Luisa Jung

Karin Keller-Sutter, FDP-Politikerin



Wer an der Entstehung unseres Bundesstaates interessiert ist, sollte die «Stunde Null» von Rolf Holenstein nicht verpassen. In 51 Tagen hatten die 23 Mitglieder der damaligen Revisionskommission die Bundesverfassung entworfen und dabei wichtige Entscheidungen getroffen wie die Schaffung des Schweizer Binnenmarktes oder des Zweikammersystems. Ein Blick hinter die Kulissen dieser Arbeit war bis jetzt nicht möglich, da keine Protokolle geführt worden waren, die Rückschlüsse auf die Entstehung unseres Bundesstaates geben würden. Holenstein hat nun die persönlichen Protokolle und Berichte der Mitglieder der Verfassungskommission akribisch ausgewertet und zeichnet die Entstehungsgeschichte der modernen Schweiz nach. Historie wie ein Kriminalroman – ein absolutes Muss!

Rolf Holenstein: Stunde Null – Die Neuerfindung der Schweiz 1848. Die Privatprotokolle und Geheimberichte. Echtzeit. 1080 S., Fr. 71.90

Fabian Unteregger, Komiker



Kennen Sie den Englischlehrer, der mehrfach durch die Uni-Zulassungsprüfung gerasselt ist, am Zürichsee spontan Touristen herumgeführt und danach einen der grössten Weltkonzerne gebaut hat? In China gibt's den. Er heisst Jack Ma und ist Gründer von Alibaba. Jack Ma ist einer der charismatischsten Business-Leader der Neuzeit und sagt von sich selbst, er habe keine Ahnung, wie das Internet eigentlich funktioniert. Ganz nebenbei lernt man im Raketentempo das Land kennen, das drauf und dran ist, Europa und die USA hinter sich zu lassen.

Duncan Clark: Alibaba – The House That Jack Ma Built. Ecco. 304 S., Fr. 28.90

Katharina Fontana, Redaktorin Inland



«Mein Grossvater, der Messerstecher, tötete zwei Deutsche, bevor er achtzehn war.» So beginnt der Roman «Stadt der Diebe», geschrieben aus der Perspektive des Enkels, der sich von seinem russischen Grossvater die Abenteuer erzählen lässt, die dieser während des Zweiten Weltkrieges erlebt hatte. Die Geschichte spielt im belagerten Leningrad im Winter 1942. Der junge Lew muss mit dem draufgängerischen Kolja für

den Geheimdienstchef Eier auftreiben, sonst droht ihnen die Erschiessung. Doch im ausgehungerten Leningrad gibt es keine Eier, und so stolpern die beiden durch ein Abenteuer nach dem andern. Trotz des Kriegshintergrundes ist «Stadt der Diebe» ein Buch mit viel Witz und Humor und hat zwei Protagonisten, die einem ans Herz wachsen.

David Benioff: Stadt der Diebe. Heyne. 381 S., Fr. 16.90

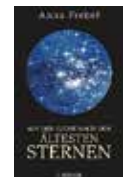
Beni Thurnheer, Moderator



Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Bei Dan Brown geht es ja irgendwie immer um die Menschheit als Ganzes. Diesmal ist es besonders krass: Wenn man nämlich die erfundene Geschichte mit der heutigen Welt vergleicht, erkennt man verblüffende Parallelen. «Origin» ist einerseits ein spannender Thriller, andererseits fragt man sich nach der Lektüre doch besorgt, ob das Smartphone nicht der Anfang von ... aber ich will ja hier nichts verraten ...

Dan Brown: Origin. Bastei Lübbe. 672 S., Fr. 18.90

Zoë Jenny, Schriftstellerin



Bereits Mitte zwanzig entdeckte die deutsche Astrophysikerin Anna Frebel den ältesten bis dahin bekannten Stern. In ihrem Buch gibt sie einen faszinierenden Einblick in die Tiefen des Alls und den Lebenszyklus der Sterne von der Geburt bis zum Tod. Jede Zeile ist durchdrungen von der Begeisterung der jungen Wissenschaftlerin für unser Universum, das trotz immer besserer Messgeräte für uns noch immer voller Rätsel steckt. Anschaulich und auch für Laien verständlich erklärt sie Tatsachen wie die, dass wir Menschen im Wesentlichen aus Sternengraub bestehen. Ein Buch, das uns dazu auffordert, den Kopf gen Himmel zu richten, und uns zu einer der schönsten menschlichen Fähigkeit überhaupt verführt: zum Staunen.

Anna Frebel: Auf der Suche nach den ältesten Sternen. S. Fischer. 352 S., Fr. 31.90

Wolfgang Koydl, Redaktor



Ein kleiner Junge wird missbraucht und grausam ermordet, und am Täter scheint kein Zweifel zu bestehen: Terry Maitland, ausgerechnet der Trainer der Kinder-Baseball-Mannschaft im Ort. Zeugen, Fingerabdrücke, DNA-Proben bele-

gen seine Schuld. Mit einem so durchsichtig klaren Fall beginnt Stephen King seinen jüngsten Roman, so dass man sich fragt, womit er die restlichen 700 Seiten füllen will. Doch plötzlich ist alles anders. Denn Maitland war zum Tatzeitpunkt nachweislich in einer anderen Stadt – Zeugen, Fingerabdrücke und Videos belegen es. Wie kann das mit rechten Dingen zugehen? Unmerklich wandelt sich der Krimi zu einer Horrorstory, wie sie nur King ersinnen kann. Ideal für alle, die sich über die Feiertage mit einem dicken (874 Gramm) Wälzer gruseln wollen.

Stephen King: Der Outsider. Heyne. 752 S., Fr. 39.90

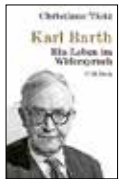
Chantal Galladé, SP-Nationalrätin und Schulpräsidentin in Winterthur



Sie ist der Inbegriff des starken Mädchens, das sich nicht an Konventionen hält und immer lustige Ideen hat. Pippilotta Viktualia Rollgardina Schokominza Efraimstochter Langstrumpf macht die Welt so, wie sie ihr gefällt. Gegen alle pädagogischen Bemühungen lebt Pippi den Kindern das vor, was sie heute so dringend brauchen: Einen unerschütterlichen, starken Glauben an sich selbst und in ihre eigenen Kräfte. Dieses absolute Selbstvertrauen, dass sie für alles eine Lösung findet. Und den Erwachsenen gibt sie zwei wichtige Botschaften mit: Glaub an die Stärke eurer Kinder – und bleibt selbst ein wenig Kind. Ein ideales Buch zum Schenken, von einer grossartigen Schriftstellerin, die nicht nur fantastische Literatur geschrieben, sondern auch massgeblich die Rechte des Kindes mitgeprägt hat.

Astrid Lindgren: Pippi Langstrumpf. Gesamtausgabe in einem Band. Oetinger. 389 S., Fr. 28.90

Roger Köppel, Chefredaktor und SVP-Nationalrat



Er war Sozialdemokrat, Kapitalismusegger, und er verharmloste den Sowjetführer Stalin. Trotzdem ist der Schweizer Theologe Karl Barth (1886–1968) für mich derzeit der interessanteste, inspirierendste Schweizer Intellektuelle der Zeitgeschichte, eine Jahrhundertfigur und in jeder Hinsicht anregend, herausfordernd, ein Augenöffner auch für Leute, die sich nicht als religiös oder gläubig bezeichnen würden. Neben seinem geistigen Wirken war auch sein Leben über zwei Weltkriege hinweg faszinierend. Barth war eine theologische Instanz, ausserdem lebte er bei sich zu Hause eine offizielle Dreiecksbeziehung mit zwei Frauen, was wohl auch auf sein Denken ausstrahlte. Die in Zürich lehrende Theologin Christiane Tietz hat eine hervorragende, hellsichtige und elegant formulierte Biografie geschrieben, und zwar so, dass man die komplexen, messerscharfen Gedankenfugen Barths über Gott und die Welt

– das war sein Thema – versteht. Barth war nicht frei von Irrtümern, aber er führte ein beispielgebendes, auch abgründiges Leben als intellektuelle und moralische Instanz, ohne jedes Gutmenschentum. Wer ihn nicht kennt, muss ihn mit diesem Buch entdecken.

Christiane Tietz: Karl Barth – Ein Leben im Widerspruch. C. H. Beck. 538 S., Fr. 48.90

Susanne Wille, Moderatorin SRF



US-Mathematikerin Cathy O'Neil nennt Algorithmen Massenzerstörungswaffen. Sie kritisiert, dass Algorithmen Objektivität vorgaukeln, jedoch – weil von Menschen gebaut – eingebaute Vorurteile haben können. O'Neil zeigt anhand vieler Beispiele, wie problematisch es sein kann, dass Algorithmen Muster als Gewissheit verkaufen. In seiner Radikalität blendet das Buch leider die guten Seiten der Algorithmen aus. Als Weckruf ist es aber dennoch sehr lesenswert. Es zeigt, in welchem Ausmass Big Data und Rechenpower unser Leben steuern. Es gilt mehr denn je, den eigenen Kopf zu gebrauchen, um zu überlegen, mit welchen Datensätzen wir die Maschinen füttern. Gerade weil diese von dort aus selbständig zu denken, zu lernen beginnen. Das Buch erinnert daran: Wir sollten mehr denn je die menschliche Intelligenz benützen, um zu hinterfragen, wie sich die künstliche Intelligenz auf unser Leben auswirkt.

Cathy O'Neil: Angriff der Algorithmen – Wie sie Wahlen manipulieren, Berufschancen zerstören und unsere Gesundheit gefährden. Hanser. 352 S., Fr. 36.90

Wolfram Knorr, Filmkritiker



Unvergessen ist er als sarkastischer Kommentator deutschen Zeitgeistes: Gerhard Henschel. Vor vierzehn Jahren begann der Ex-«Titanic»-Redaktor mit der Romanreihe einer Chronik über Deutschland und die sich wandelnden Zeitläufte, immer aus der Perspektive des Alter Ego Martin Schlosser, der nun im jüngst erschienenen achten Band, dem «Erfolgsroman», in den 1990er Jahren angekommen ist und auf knapp 600 Seiten alles aus dem alltäglichen Leben und der Politik kommentiert. Nichts lässt er aus, seine Affären nicht und seine Querelen mit Publikationen nicht. Dabei verhält er sich wie eh und je als ziemlich unverfroren kommentierender Chronist. Wer wirklich etwas über Deutschland in den letzten Jahrzehnten erfahren will, der muss den mehrfach ausgezeichneten Henschel lesen. Eine höchst unterhaltsame Zeitreise. «Grass als Mann des Friedens?», so Henschel. «Das konnte er seiner Grossmutter erzählen. Er wollte nur eins: in seiner Badewanne Kapitän bleiben.» Bärbel Bohley nach der Wiedervereinigung laut Spiegel: «Wir haben Gerechtigkeit er-

wartet und den Rechtsstaat bekommen.» Darauf Henschel: «Ja, was wünschte sie sich denn? Das neue Jerusalem? Ein Spalier aus bekränzten Ehrenjungfrauen mit Palmwedeln und Schneeglöckchensträssen?»

Gerhard Henschel: Erfolgsroman. Hoffmann und Campe. 608 S., Fr. 37.90

Heidi Z'graggen, CVP-Politikerin



Ein besonderes Lesevergnügen bieten die Krimis von Jean-Luc Bannalec. Kommissar Dupin, aus Paris zwangsversetzt, ermittelt in der Bretagne – Hochspannung bei der Ermittlung in den verworrenen Fällen ist da. Ganz besonders schön ist aber die Beschreibung der wildromantischen Landschaft. Die geschickt eingeflochtenen Sagen und Mythen aus der Gegend, die einer seiner Inspektoren zum Besten gibt, nerven Dupin, nicht aber die Leser. Toll. Den letzten Fall, «Bretonische Geheimnisse», darf ich noch fertigen.

Jean-Luc Bannalec: Bretonische Geheimnisse – Kommissar Dupins siebter Fall. Kiepenheuer & Witsch. 400 S., Fr. 23.90

Alex Baur, Redaktor Inland



Der Titel «Patria» mag pathetisch klingen, der Inhalt ist es nicht, auch wenn im Roman von Fernando Aramburu eine Tragödie der nächsten folgt. Mit den stilistischen Mitteln einer Telenovela seziiert der Baske in vielen kurzen Sequenzen die unheilvollen Verstrickungen und Verirrungen zweier Familien in seiner Heimat unter dem Eindruck des ETA-Terrorismus. Ich kenne keinen Autor, der die fatalen Mechanismen des Terrors mit einer vergleichbaren Präzision und Nüchternheit beschrieben hätte. Aramburu meisterhafte Erzähl- und Sprachfertigkeit steht nicht nur in einem eigentümlichen Kontrast zum an sich trostlosen Stoff, sie macht die Lektüre zu einem fesselnden Abenteuer, das nach über 700 Seiten in einen unverhofft versöhnlichen Ausgang mündet. «Patria» dominierte zu Recht während Monaten alle Bestsellerlisten im ganzen spanischsprachigen Raum. Fernando Aramburu: Patria. Rowohlt. 768 S., Fr. 21.90

Viktor Giacobbo, Komiker



Alfred von Ärmel hat es nicht leicht: Als jüngster Spross einer altehrwürdigen Berner Familie fühlt er sich wie ein müder Abklatsch seiner glorreichen Vorfahren – was er ändern möchte. Lustvoll, schonungslos und mit trockenem Witz schildert Lukas Linder, mit welchen Problemen Alfred sich dabei herumplagt: mit einer Familie, deren exzentrisches Gebaren an Wahnsinn grenzt, mit dem Gefühl, nie gegen den genialen Überbruder bestehen zu können,

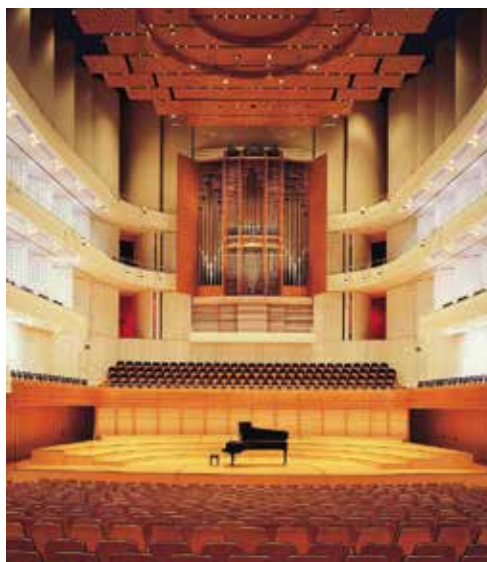


Klangrausch aus dem Reich der Mitte

Neujahrskonzert im KKL Luzern

Das Suzhou Chinese Orchestra mit seinen über 90 Musikern und seinen Solisten unter der Leitung des Stardirigenten Pang Kapang stimmt mit seinem Gastspiel am Samstag, 26. Januar 2019, um 19.30 Uhr im Konzertsaal des KKL Luzern ins Jahr des Schweins ein.

Seit seiner Premiere im Jahre 1998 werden durch «Das grosse Chinesische Neujahrskonzert» jährlich die Klänge traditioneller chinesischer Musik über die Grenzen Chinas hinaus verbreitet und sie den Besuchern aus aller Welt zugänglich gemacht. Die durch ein Expertengremium vollzogene Wahl des Orchesters für das Neujahrskonzert gewährleistet Jahr für Jahr die Übermittlung des grossen Facettenreichtums der chinesischen Musik. Die nominierten Orchester zählen zu den bedeutendsten Chinas, sind in den unterschiedlichsten Teilen des Landes beheimatet und pflegen entsprechend die ureigene Couleur ihrer Region. In der Konzertmoderation werden die Eigenheiten der traditionellen Instrumente wie Erhu oder Pipa vorgestellt und die Hintergründe der Orchesterstücke und der gesungenen Texte erläutert.



Platin-Club-Spezialangebot

Das grosse Chinesische Neujahrskonzert
Suzhou Chinese Orchestra, Dirigent: Pang Kapang

Datum:
Samstag 26. Januar 2019, 19.30 Uhr

Preise:
Kat. I Fr. 111.– (statt Fr. 138.–)
Kat. II Fr. 103.– (statt Fr. 128.–)
Kat. III Fr. 95.– (statt Fr. 118.–)
Kat. IV Fr. 79.– (statt Fr. 98.–)

Buchung:
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-hotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:
Gültiges Abonnement der *Weltwoche*.
Das Angebot ist nicht kumulierbar. Es können zusätzliche Gebühren bis Fr. 9.– anfallen.

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH

www.weltwoche.ch/platinclub

mit der ersten Liebe und der Sehnsucht, irgendwo dazugehören. Als Theaterautor hat Linder einen geschärften Sinn für Timing und Pointen, und so ist ihm ein sehr lustiges Romandebüt mit einem Hauch von Melancholie gelungen.

Lukas Linder: Der Letzte meiner Art.
Kein & Aber. 272 S., Fr. 26.90

Roman Zeller, Volontär



Was blühte Evita Perón 1947 beim Abstecher in den Alpenstaat Schweiz? Wie und mit welchen Mitteln verhinderte Bundesrat Adolf Ogi ein Desaster 1999 beim Besuch des chinesischen Staatsoberhauptes – wie kam es überhaupt dazu, dass der «chinesische Drache» wütend wurde? Was hat den Schweizer Diplomaten Hans Frölicher 1939 geritten, als er Adolf Hitler zum Geburtstag gratulierte? Diese und 47 weitere Episoden sind im Sammelband «Die Schweiz als Ereignis» kurz und prägnant beschrieben. Renommierete Journalistinnen und Journalisten liefern Einblicke in die Geschichte, die allerhand über die Gepflogenheiten und die Mentalität der Schweiz verraten – und falls nicht, sind die Beiträge erstklassige Unterhaltung.

Marc Tribelhorn (Hrsg.): Die Schweiz als Ereignis.
NZZ Libro. 216 S., Fr. 41.90

David Schnapp, Gastro- und Autokritiker



Dies ist gewissermassen die Homestory unter den Kochbüchern: Tanja Grandits, die beste Köchin der Schweiz (18 Punkte im «Gault Millau», 2 Michelin-Sterne), beschreibt hier keine hochkomplexen Gerichte mit Dutzenden von Komponenten, sondern einfaches Essen mit Raffinement, wie sie es selbst zu Hause zubereitet. Das heisst nicht, dass alle Rezepte einfach und in fünfzehn Minuten umgesetzt sind, aber auf jeden Fall schmeckt das Gekochte gut. Die Fotos im Buch stammen vom Zürcher Lukas Lienhard, die Texte von *Weltwoche*-Restaurantkritiker David Schnapp.

Tanja Grandits: Tanjas Kochbuch. AT-Verlag.
320 S., Fr. 41.90

Petra Gössi, FDP-Präsidentin



Die Digitalisierung verändert alle Lebensbereiche radikal. Auch die politischen Prozesse werden sich stärker wandeln als je zuvor. Es ist klar, dass derartige Veränderungen Risiken in sich bergen.

Doch der Wandel ist unaufhaltsam – sich dagegen zu wehren, bringt nichts. Wir müssen die «digitale Demokratie» nicht als Gefahr, sondern als Chance verstehen. Darum müssen wir uns vertieft damit auseinandersetzen. Dieses Buch, geschrieben aus der Schweizer Perspektive, fasst verständlich und durchaus

auch unterhaltsam zusammen, was auf uns zukommt und wie das zugunsten der Demokratie genutzt werden kann.

Daniel Graf, Maximilian Stern: Agenda für eine digitale Demokratie – Chancen, Gefahren, Szenarien.
NZZ Libro. 208 S., Fr. 42.90

Michael Bahnerth, Redaktor



Es gibt Bücher, die man gelesen hat, als man noch ein anderer war, ein junger Mensch mit der Fähigkeit, sich sein Leben fast grenzenlos zu träumen. 1985 erschien vom späteren Nobelpreisträger Jean-Marie Gustave Le Clézio das Buch «Der Goldsucher», und es hat die paar goldenen Minen meiner Seele und meiner Sehnsucht gefunden und sie seither nicht mehr losgelassen. Es geht um einen jungen Mann, der auf Mauritius auf die Suche nach einem sagenumwobenen Goldschatz geht. Erst viel später, als der Schatz immer noch nicht gefunden ist, merkt er, wie viel wirkliche Schätze, wie viel existenzielles Gold er auf dem Weg dorthin angetroffen und wieder hinter sich gelassen hat. Welch poetische und auch elegische Parabel auf die verzweifelte Suche des Menschen nach ein wenig Glück, seine Sehnsucht, seine Verzweiflung und seine Blindheit dabei.

J.M.G. Le Clézio: Der Goldsucher.
Kiepenheuer & Witsch. 380 S., Fr. 12.90

Reiner Eichenberger, Ökonom



Dieses Buch ist nicht ganz neu. Aber gerade das macht es so empfehlenswert. In den letzten 10 Jahren hat mir kaum ein anderes Buch so viel Spass und Anregung geboten. Zudem passt es perfekt zu den Festtagen. In einer grossartigen Mischung von Wissenschaftlichkeit und Unterhaltung legt es dar, wie aus unseren tierischen Urahnen Menschen wurden: Durch das Kochen. Aus Gekochtem können wir viel mehr Energie als aus Ungekochtem gewinnen. Dadurch wuchsen unsere Gehirne schneller, und wir mussten nicht mehr so wie Affen den ganzen Tag für die Nahrungssuche und das Essen verwenden, sondern konnten uns anderen Tätigkeiten zuwenden. Das brachte dann die ganze explosive Entwicklung der Menschheit.

Richard Wrangham: Feuer fangen. Wie uns das Kochen zum Menschen machte – eine neue Theorie der menschlichen Evolution. DVA. 304 S., nur noch antiquarisch erhältlich

Peter Rüedi, Kolumnist und Dürrenmatt-Biograf



Alberto Nessi, geboren 1940, ist ein grosser Lyriker, in seinen lapidaren, lakonischen Gedichten ebenso wie in seiner Prosa. Er ist ein Dichter (im Wortsinn: ein Verdichter) der kleinen Dinge und der kleinen

Leute, der Aussenseiter und Vernachlässigten. Seine Gedichte, in einer neuen Sammlung von Christoph Ferber für den Limmat-Verlag ausgewählt und glänzend übertragen, feiern den Glanz des Lebens und sind grundiert von einer Melancholie, die dessen Kehrseite, den Schmerz, die Vergänglichkeit, den Tod, immer mit erinnern als einen steten Moll-Ton. Nessi, von dem eine Gedichtsammlung einmal «Ladro di minuzie» (Dieb von Kleinigkeiten) hiess, ist kein Kleinmeister, sondern ein Meister der kleinen Form, der, zuweilen nicht ohne ein diskretes Pathos, aus seinen Miniaturen die letzten Dinge liest. «Blätter und Blässhühner» enthält 71 Gedichte aus den Jahren 1990 bis 2017, auf Italienisch und Deutsch. Ein dichterischer Kosmos, in dem auch ein Lyrik-Skeptiker gern wiederholt und lange verweilt.

Alberto Nessi: Blätter und Blässhühner / Foglie e folaghe. Ausgewählt und übersetzt von Christoph Ferber. Limmat. 176 S., Fr. 39.90

Stefan Büsser, Komiker

Ich kann keinen Buchtipp abgeben, weil ich in diesem Jahr nicht ein einziges Buch gelesen habe. Asche auf mein Haupt – oder meine Augen.

Aymo Brunetti, Ökonom



Eigentlich wollte ich hier eine Lanze brechen für eine Wiederentdeckung des unvergleichlichen Vaters des politischen Thrillers, Eric Ambler. Aber dann begann ich Steven Pinkers «Aufklärung jetzt» zu lesen, und schon nach wenigen Kapiteln war mir klar, dass dieses Buch angesichts des unsäglichen weltweiten Revivals des Populismus zu aktuell und zu wichtig ist, um es nicht mit Nachdruck zu empfehlen. Der hochdekorierte Harvard-Psychologe macht im Untertitel klar, worum es ihm geht: «Für Vernunft, Wissenschaft, Humanismus und Fortschritt. Eine Verteidigung». Das Buch ist ein überzeugendes Plädoyer dafür, Negativismus, Vorurteilen und Glaubensbekenntnissen datenbasierte Analysen entgegenzuhalten. Bemerkenswert sind der leicht lesbare Stil und die Fülle von interessanten Fakten, Grafiken und Anekdoten.

Steven Pinker: Aufklärung jetzt. Für Vernunft, Wissenschaft, Humanismus und Fortschritt. Eine Verteidigung. S. Fischer. 736 S., Fr. 32.90

Claudia Schumacher, Kolumnistin



Dominik Imseng, Werber und Autor (gelegentlich auch für die *Weltwoche*), hat ein neues Buch veröffentlicht. Darin erzählt er 50 Geschichten kreativer Superhelden: Menschen, die die Welt veränderten – weil sie in der Lage waren, gewohnte Denkpfade zu verlassen, Hindernisse als Chancen zu betrachten und vor allem: auf sich

selbst zu bauen. Imseng analysiert ihre Taten: vom Preussenkönig, der den Deutschen mit grosser Verführungskunst die bis anhin verhasste Kartoffel schmackhaft machte und den Hunger im Land beendete, bis zur Sekretärin, die gefeuert wurde – und mit einer eigenen Büro-Bedarfsidee zur Multimillionärin wurde. Ideenreich, mutig und widerborstig: Wie kann man selbst mehr so sein? Imseng hat da ein paar Ideen. Ein unterhaltsames Buch, das sich durch seine schöne Gestaltung auch als Geschenk empfiehlt.

Dominik Imseng: Der einarmige Judo-Champion. Hermann Schmidt. 216 S., Fr. 38.90.

Kurt Aeschbacher, Moderator



Von meiner besten Freundin erhielt ich in diesen Tagen ein wunderbares Buch geschenkt, das so perfekt zu meiner jetzigen Lebensphase passt. «Vom Aufhören» heisst es – und im Untertitel:

«Über die Flüchtigkeit des Ruhms und den Umgang mit dem Scheitern». Geschrieben vom schwedischen Autor Fredrik Sjöberg. Er selber ein Unikum: Schriftsteller, Journalist und Schwebfliegensammler. Seine Kollektion dieser Flugkünstler, die mit bis zu 300 Flügelschlägen pro Sekunde in der Luft stehen können, wurde als Kunstobjekt an der Biennale in Venedig gezeigt. Wer solcherlei sammelt, geht auch besonderen Biografien nach. Sjöberg zeigt seinen Lesern exemplarisch an zwei vergessenen Künstlern, wie vergänglich gesellschaftliche Anerkennung ist. Ist ein Lebenslauf gescheitert, wenn sich niemand mehr für einen interessiert? Was würde besser als diese Lektüre zu meinem eigenen Umbruch passen. Das Buch liefert Antworten auf die Fragen: Wann ist ein Lebenslauf gelungen? Wofür mache ich das, was mich antreibt, eigentlich? Unbedingt lesen, auch wenn keine Pensionierung bevorsteht.

Fredrik Sjöberg: Vom Aufhören. Über die Flüchtigkeit des Ruhms und den Umgang mit dem Scheitern. Galiani. 192 S., Fr. 28.90

Rico Bandle, Leiter Kultur



Wegen Buchtiteln wie «Die Putzfraueninsel», «Blondinträume» oder «Schlampenyoga» wird Milena Moser gerne belächelt. Wie unrecht man ihr damit tut, zeigt sie mit ihrem neuesten Roman, dem grandiosen Familienepos «Land der Söhne». Moser, die schon lange in den USA lebt, begleitet drei Generationen von Amerikanern, die alle auf eine ganz unterschiedliche Art eine schwere Jugend durchmachen, aber doch nie ihre Hoffnungen und Träume aufgeben. Es ist ein packender, ein berührender Roman – etwas vom Besten, was die Schweizer Literatur in diesem Jahr hervorgebracht hat.

Milena Moser: Land der Söhne. Nagel & Kimche. 420 S., Fr. 36.90.

Hildegard Keller, Literaturwissenschaftlerin



Wie wird (und bleibt) man Mensch? Hannah Arendt gewann als Reporterin beim Eichmann-Prozess in Jerusalem und in der heftigen Kontroverse zu ihren Reportagen Einsichten, die in diesem schmalen Band ins Wort gebracht sind. Die Einleitung von Marie Luise Knott führt ausgezeichnet in Arendts Lebensthema ein: die Risiken des Denkens und – dringlicher noch – die Langzeitwirkungen des Nichtdenkens.

Hannah Arendt: Was heisst persönliche Verantwortung in einer Diktatur? Piper. 96 S., Fr. 16.90

Balthasar Glättli, Nationalrat Grüne



Philip Roths «Der menschliche Makel» ist ein Roman, der einen von Anfang an in Bann nimmt, mit dem Sog einer klassischen Tragödie. Am schönsten ist die erste Lektüre, wenn man den Plot nicht kennt. Aber auch in Kenntnis der Pointe bleibt die Faszination darüber, wie jede Figur eben mit ihrem eigenen menschlichen Makel und ihrem eigenen Schatten ringt.

Philip Roth: Der menschliche Makel. Rowohlt, 399 S., Fr. 15.90

Philipp Gut, stv. Chefredaktor



Eigentlich wollte ich die Wildwest- und Abenteuerromane aus Jugendjahren wieder lesen, doch sowohl Karl Mays «Winnetou» als auch James Fenimore Coopers «Lederstrumpf» langweilten mich. Stattdessen griff ich zu einem Klassiker: der «Kreuzersonate» von Leo Tolstoj. Vielleicht spielen sich die wahren Abenteuer ja im Innern ab, jedenfalls fesselte mich die Novelle über Liebe, Ehe, Eifersucht. Was Mann und Frau bewegt, welche Götterfunken und welche Abgründe zwischen ihnen entstehen können, das beschreibt Tolstoj, der grosse Psychologe unter den Weltliteraten, so anschaulich und lebensklug, dass es eine schmerzliche Freude ist.

Leo Tolstoj: Die Kreuzersonate. Diverse Ausgaben. Zirka 140 S., ab Fr. 8.90

Nadine Strittmatter, Model



Der Schreiber reist rund um die Welt und dankt allen persönlich, die darin involviert sind, dass er seinen Kaffee zum Frühstück geniessen kann. Von den Kaffeebauern in Kolumbien über den Grafiker des Logos der Kaffeemarke bis zum Lastwagenfahrer, der die Bohnen transportiert, und zum Strassenbauer, der die gelben Linien auf die Strassen gemalt hat, auf denen der Lastwagen fährt. Und so fort! Schnell stellt sich heraus, dass es eigentlich nicht, wie man immer sagt, ein ganzes Dorf dazu braucht («It takes a village...»), sondern die ganze Welt, um eine Tasse Kaf-

fee herzustellen, und dass alles und alle miteinander verbunden sind. Ein tolles Buch in einer Zeit, in der sonst alles sehr zerrissen scheint.

A.J. Jacobs: Thanks a Thousand: A Gratitude Journey. Ted Books. 80 S., Fr. 16.90

Peter Keller, SVP-Nationalrat und Redaktor



Ram ist ein charmanter Tagedieb aus verarmter Oberschicht. Er liebt die unerreichbaren Frauen, trinkt zu viel und versucht sich als Schriftsteller. Dieser Typ des melancholischen Herumtreibers ist nicht neu. Was seltsam berührt: Die Geschichte spielt im Kairo der 1960er Jahre. Der jung verstorbene Autor, Waguih Ghali, hat nur diesen einen Roman geschrieben. Zwischen den aberwitzigen Wirrungen des Ich-Erzählers schnürt sich das Regime unter General Nasser immer enger zu, und in den Hinterhöfen glüht bereits der islamische Fanatismus. Das Buch liest sich wie ein letzter grosser Tanz und wurde zum Bestseller des Arabischen Frühlings. Es geht um die Sehnsucht nach Freiheit, auch wenn man in ihr scheitern kann wie Ram.

Waguih Ghali: Snooker in Kairo. C. H. Beck. 255 S., Fr. 33.90

Riet Cadonau, CEO und Verwaltungsratspräsident Dormakaba



«Die Chinesen» – meines Erachtens ein lesenswertes Buch, weil es ganz unterschiedliche Facetten Chinas beleuchtet. Was mir neben der Breite gefällt, ist die Verständlichkeit. Die Autoren decken kurzweilig geschichtliche Hintergründe, kulturelle Themen, wirtschaftliche sowie gesellschaftliche Aspekte ab. Zudem vermittelt das Buch, wie sich China gegenüber dem Rest der Welt positioniert. Ich versuche immer, mich in die Denkweise anderer Kulturen hineinzusetzen, denn auf der Basis des gegenseitigen Verständnisses können gemeinsame Ziele besser erreicht werden.

Stefan Baron und Guangyan Yin-Baron: Die Chinesen – Psychogramm einer Weltmacht. Econ. 448 S., Fr. 38.90

Linus Reichlin, Schriftsteller



Eine Kinderfrau bringt ihre zwei schutzbefohlenen Kinder um, einen Jungen und ein Mädchen. Der kriminalistische Aspekt dieses grossartigen Romans sollte einen aber nicht in die Irre führen: Es handelt sich nicht um einen Krimi. Der Roman ist vielmehr eine wunderbar gelungene Sozialstudie über das Verhältnis zwischen grossbürgerlichen Eltern in Paris und ihren zumeist aus Einwandererländern stammenden Kinderfrauen. Diese Nannys verbringen aufgrund der speziellen Bedingungen der französischen Arbeitswelt in der Regel wesentlich mehr Zeit mit den Kindern, die sie betreuen, als ihre Arbeitskolleginnen zum Beispiel in der Schweiz. Was geschieht, wenn die Probleme und psychischen Belastungen einer

solchen Nanny sich in einer fremden Wohnung, im privaten Bereich der Eltern und Kinder, entwickeln, zeigt dieser Roman auf spannende, überaus kluge und beklemmende Weise.

Leïla Slimani: Dann schlaf auch du.
Btb. 224 S., Fr. 14.90

Nik Hartmann, Moderator SRF



So wie Navid Kermani wäre ich manchmal gerne. Schon als Mittelschüler begeisterte ich mich für den Nahen und Mittleren Osten. Und Nahostkorrespondent war mein Berufswunsch. Auf der Suche nach den grossen Zusammenhängen Europas, wo sich östlich Deutschlands überall Gräben auftun, reist Kermani von Köln bis nach Isfahan. Es ist ein spannendes Reisetagebuch. Und für einen wie mich, der beruflich höchstens vom Münsterthal bis an den Genfersee reisen darf, bleibt die Bewunderung für einen kritischen Journalisten, der einem auf spannende Weise das Gefühl gibt, auf dem Beifahrersitz mitzureisen.

Navid Kermani: Entlang den Gräben.
C.H. Beck, 442 S., Fr. 38.90

Oswald Grübel, ehemaliger CEO von Credit Suisse und UBS



Plutarch war ein griechischer Philosoph und begnadeter Schreiber und lebte zirka von 45 bis 120. Im Band «Moralphilosophische Schriften» sind einige seiner wichtigsten zusammengefasst. Das Büchlein macht Spass zu lesen und zeigt uns, dass wir in Moral und Ethik in den letzten 2000 Jahren wenig dazugelernt haben. Im 16. Jahrhundert waren die Schriften Plutarchs die Quelle vieler Werke von Shakespeare und sehr verbreitet, als das moderne Europa sich formte. Heute, da viele ihre eigene Moral und Ethik erfinden, Medien und Politik vorverurteilen, ist es wichtig für uns, eine gesunde Orientierung zu haben.

Plutarch: Moralphilosophische Schriften.
Reclam. 256 S., Fr. 9.90

Beat Gygi, Leiter Wirtschaft



Das Buch passt gut zu Weihnachten, dem Fest, an dem für die einen teure Geschenke, für die anderen besinnliche Stunden im Vordergrund stehen. Kapitalismus hier, Kirchen da, muss man als Christ gegen Kapitalismus sein? Diese (vermeintliche) Spannung ist Thema der Aufsatzsammlung, die Stephan Wirz, Leiter des Fachbereichs Wirtschaft und Arbeit der Paulus-Akademie, kürzlich herausgegeben hat. Die rund zwanzig Autoren bieten einen so breiten Einblick in die Ideengeschichte, dass das Buch über Weihnachten hinaus reicht.

Stephan Wirz (Hg.): Kapitalismus – ein Feindbild für die Kirchen? Nomos. 286 S., Fr. 64.90

Umfrage: Rico Bandle

Schweizer Klassiker

Fabulierer des Kalten Krieges

Im Roman «Das Verhör des Harry Wind» (1962) liess Walter Matthias Diggelmann den erfolgreichsten PR-Mann des Landes umfassende Rechenschaft ablegen. Von Christoph Mörgeli

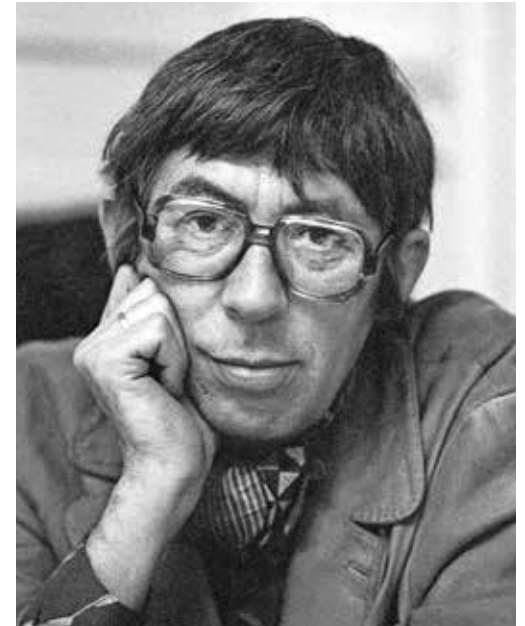
Es hätte auch eine Freundschaft werden können. Doch eine solche kam bei der Tätigkeit von Walter Matthias Diggelmann (1927–1979) im Werbebüro von Dr. Rudolf Farner nicht zustande. Dabei war «Fänsch», der charismatische Werber, Zünfter, Rotarier und Generalstabsoffizier zur Freundschaft und zum Netzwerken begabt. Und der junge, herumgeschubste Diggelmann lechzte nach bürgerlicher Anerkennung. So bemühte sich der spätere linke Revoluzzer und Poch-Gemeinderatskandidat sogar um die FDP-Mitgliedschaft.

Im Erfolgsroman «Das Verhör des Harry Wind» schlug sich der Schriftsteller mit der abenteuerlichen Biografie aber endgültig ins Lager der Nonkonformisten und Kritiker des schweizerischen Antikommunismus. Der erfolgreiche, in den USA getrimmte Werbefachmann und Patriot Harry Wind wird unter dem Verdacht verhaftet, dass geheime Strategiepapiere zur Modernisierung der Schweizer Armee in feindliche Hände gelangt seien. Er hatte dem Bundespolizisten Rappold im Untersuchungsgefängnis schriftlich Rechenschaft über sein Leben abzulegen. Bei seiner Identitätssuche liefert Harry Wind immer neue «Wind-Geschichten». Entscheidend scheint nicht, welches die Wahrheit ist, sondern wessen Geschichte geglaubt wird. Denn nichts ist wahrer als eine gute Lüge.

Querschläger im neuen Europa

Die Gefängnisgegenwart wechselt in einer spannenden Dramaturgie mit verschiedenen Episoden der Vergangenheit. Dabei vermischt Diggelmann biografische Elemente seines eigenen Lebens mit jenen von Rudolf Farner. Über die wahre Identität von «Julius», Harry Winds rechter Hand, herrscht keinerlei Zweifel: Es ging um den nachmaligen Divisionär Gustav Däniker, wobei der Autor auch das tragische Schicksal von dessen gleichnamigem Vater nicht ausliess. Däniker Senior wurde mitten im Zweiten Weltkrieg als Instruktionsoffizier entlassen, nachdem er 1941 in einer Denkschrift eine weitgehende Anpassung ans nationalsozialistische Deutschland gefordert hatte: «Wir bilden uns merkwürdigerweise sehr viel darauf ein, fernerhin als «Querschläger» durch ein neues Europa zu fliegen.»

Brisanz erhielt Diggelmanns frühe Kritik an kalten Kriegern, Armee und bürgerlicher Gesellschaft vor dem Hintergrund der damals leidenschaftlich diskutierten Militärdoktrin.



«Seien Sie ja nicht zu sparsam!»: Autor Diggelmann.

Harry Wind erweist sich als wahrer Künstler des Erzählens: «Die Atomwaffen, die bringen wir genauso gut herein wie Bananen.» Der angeblich zynische Drahtzieher der öffentlichen Meinung verkauft den Amerikanern Gartenzwerge und den Schweizern vaterländische Gesinnung und ein hohes Militärbudget. Harry Wind ist ein Versucher, kein Überzeugter. Wer als Werber – so seine Lehre – für eine Abstimmung eine Million fordert, bekommt weder die Million noch den Auftrag. Wer aber einen 200-seitigen Aktionsplan vorlegt und die Million in dreissig Einzelposten aufteilt, hat den Auftrag auf sicher und obendrein die Aufmunterung: «Seien Sie ja nicht zu sparsam!»

In einem Gespräch mit einem Mitarbeiter macht Harry Wind klar, dass man in Zürich nicht erfolgreich gegen eine Reform kämpfen könne. Denn Zürich sei eine Reformationsstadt. Also bastelt das PR-Büro des Dr. Wind aus der «Reform» flugs eine Kampagne gegen eine «Pseudo-Reform». 2011 wurde Diggelmanns Roman stark verändert verfilmt («Manipulation»). Mit einem zweitklassigen Drehbuch, dafür mit dem erstklassigen Klaus Maria Brandauer.



Walter Matthias Diggelmann:
Das Verhör des Harry Wind.
Edition 8, 256 S., Fr. 29.40



Leuchtendes Vorbild: Johnny Depp in der Hunter-S.-Thompson-Verfilmung «Fear and Loathing in Las Vegas», 1998.

Gesellschaft

Euphorie und Depression

Sollen Drogen legalisiert werden? Vieles spricht für eine Lockerung der restriktiven Politik. Die Schweiz böte beste Voraussetzungen, wie das neue Buch von Alexander Wendt zeigt. *Von Heimo Schwilk*

Wer legal LSD einnehmen will, muss in die Schweiz fahren. Im unscheinbaren Biberist bei Solothurn verabreicht der Psychiater Peter Oehen seinen Patienten die psychedelischen Stoffe LSD und MDMA. Letzteres ist als Partydroge à la Ecstasy weltweit im Einsatz. Doch Oehen und sein Solothurner Kollege Peter Gasser setzen beides als Medizin ein: gegen Depressionen und posttraumatische Belastungsstörungen. In ihren Praxen schliesst sich der Kreis: Was einst in den Labors der pharmazeutischen Industrie generiert wurde, um Patienten zu heilen, und dann als Konsumartikel international Karriere machte, findet zurück zu seiner eigentlichen Bestimmung. «Das gesamte neuzeitliche Drogenmenü gehörte einmal zum Angebot der Apotheken, von Metamphetamin über Kokain, LSD und MDMA bis zu Cannabis indica», schreibt Autor Alexander Wendt, der sich als Führer einer «Reise in die Drogenwelt des 21. Jahrhunderts» anbietet.

Das unter der suggestiven Überschrift «Kristall» eben im Stuttgarter Verlag Klett-

Cotta erschienene Buch besticht durch eine Durchdringung der sachlichen Darstellung mit reportageähnlichen, sehr persönlichen Exkursen, die den Leser an die Schauplätze des Drogenkonsums führen – und dessen Bekämpfung beziehungsweise Neutralisierung durch Anti-Missbrauchs- und Entzugs-Konzepte zeigen. Wir folgen dem Autor in den berühmten Görlitzer Park in Berlin und auf die Toilette eines Klubs, wo sich ein IT-Spezialist seine Portion Crystal Meth spritzt, um die nächsten 72 Stunden auf der Tanzfläche und bei Sex-Dates zu überstehen. Wendt wird als «sozialer Spanner» – so bezeichnet er sich selbst – Augenzeuge, wie der Teilzeit-Junkie sich «Kristel», wie das in Wasser aufgelöste grüngraue Pulver auch genannt wird, in das Rektum spritzt. Kein Hunger, kein Durst, Energie im Überfluss und gute Laune: Das sind die positiven Nebenwirkungen. Wer den Stoff länger und in Kombination mit anderen Aufputzmitteln nimmt, verliert das Kurzzeitgedächtnis, die Haut altert rapid, Zähne fallen aus. Im schlimmsten Fall erleidet er Ma-

gendurchbruch, Sehstörungen und Gewichtsverlust. Junge Frauen nehmen Ecstasy, um schlank zu werden. Viele Konsumenten stürzen aus den Himmeln der Euphorie in das Dunkel der Depression. Sie sitzen dann, wie andere Patienten, auf der Couch in Biberist.

Antikapitalistische Wunderwaffe

Zu Beginn der Drogenforschung ging es nicht um Rauschzustände, sondern um die Steigerung der Leistungsfähigkeit. Im 19. Jahrhundert waren es die Japaner, die Energetika entwickelten, Hiropon und Philopon. Was heute als Speed berüchtigt ist, das durch die Nase geschnupfte weisse Pulver, wurde im Zweiten Weltkrieg als Pervitin den Kampfpiloten verabreicht, um die Zahl der Einsätze zu erhöhen und Hemmungen abzubauen. Die amerikanische Regierung erlaubte zur Bekämpfung der posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD) bei Tausenden Soldaten nach ihren Anti-Terror-Einsätzen in Afghanistan, MDMA dosiert zu verwenden. US-Präsident Richard Nixon hatte zuvor einen erbitterten Feldzug gegen Drogen, vor allem gegen LSD und Marihuana, geführt. «Die ehemals bösen Geister verwandeln sich wieder zurück in Medizin», kommentiert Wendt und begrüsst dies.

Das ist eine Forderung, die der Entdecker des LSD, der Schweizer Forschungschemiker Albert Hofmann, jahrzehntelang öffentlich – und als einsamer Rufer – erhoben hatte. Hofmann, den eine enge Freundschaft mit dem

Schriftsteller Ernst Jünger verband, mit dem er LSD-Experimente unternahm, gilt den heutigen Vertretern einer kontrollierten Drogenfreigabe als leuchtendes Vorbild. Anders als der Drogenapostel Timothy Leary, der den Drogenkonsum als antikapitalistische Wunderwaffe propagierte und als FBI-Agent endete, warb Hofmann für eine kontrollierte, «spirituelle» Verwendung des aus Lysergsäure im Labor der Basler Firma Sandoz gewonnenen Kreislaufmittels LSD 25. Die zur Behandlung von Alkoholikern, Schizophreniekranken und Neurotikern eingesetzte Psychodroge, 1949 unter der Bezeichnung «Delysid» auf den Markt gekommen, avancierte in den sechziger Jahren zur Hippiedroge der Flower-Power-Bewegung, angepriesen von Timothy Leary und Künstlern wie Jim Morrison und Tom Wolfe. Eine Rauschgiftwelle erfasste die USA, junge Menschen fielen der «Teufelsdroge» zum Opfer, bestialische Morde wie die des Sektenführers Charles Manson schrieb man dem LSD-Missbrauch zu. Schliesslich wurde LSD unter dem Druck der USA 1966 weltweit als Arzneimittel verboten.

Führende Drogenexperten würden heute die Drogen – vor allem im medizinischen Bereich – rehabilitieren wollen, schreibt Alexander Wendt. Der Autor hält mit seiner Sympathie für ein sanftes Umsteuern der Drogenpolitik, auch für die Entkriminalisierung des Drogenhan-

dels, nicht hinter dem Berg. Deshalb traf Wendt sich in München mit Tim Pfeiffer, der die Deutsche Referenzstelle für die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht leitet. So bürokratisch seine Jobbeschreibung klingt, so nüchtern und einleuchtend sind

Den war on drugs sieht Tim Pfeiffer als völlig gescheitert an.

Pfeiffers Vorschläge zur Eindämmung des Drogenmissbrauchs. Für den deutschen Drogenexperten muss die umfassende Legalisierung von Cannabis kommen, wie bereits in Portugal, Uruguay, Kanada und in 28 US-Staaten geschehen. Fast die Hälfte aller Männer zwischen 18 und 25 hätten in Deutschland Erfahrungen mit Cannabis gemacht, und angesichts der Menge der Konsumenten seien keine «besorgniserregenden Gesundheitsprobleme aufgetaucht». Die medizinische Wirkung von Cannabis sei unbestritten. Stattdessen sei das Rauschmittel «Gina», unter anderem in Industriereinigern enthalten, trotz seiner verheerenden Nebenwirkungen legal zugänglich. Hergestellt werde die Substanz vom Chemiekonzern BASF, der vom Ausgangsstoff GBL jährlich 575 000 Tonnen produziert. Ein Liter GBL koste etwa 70 Euro. Niemand könne erklären, so Tim Pfeiffer,

warum jemand wegen eines Beutels Cannabis in der Tasche in Deutschland Schwierigkeiten mit der Polizei bekomme, aber nicht wegen eines Gina-Fläschchens. Beispiel einer legalen, aber gefährlichen Droge.

«Ein bisschen zu simpel»

Den war on drugs sieht Tim Pfeiffer als völlig gescheitert an. Über den Rio Grande kämen jeden Tag Tausende Lastwagen mit Containern an, deren Inhalt nur stichprobenartig kontrolliert werde. Die Grenze zwischen Mexiko und den USA sei so durchlässig wie alle anderen Transitstrecken weltweit: «Solange es die Nachfrage nach Drogen gibt, wird sich daran nichts ändern.» Die Lösung seien eine umfassende Aufklärung und ein anderer Umgang mit den Süchtigen. Nicht radikale Lösungen seien gefragt, sondern abwägendes «Lavieren». Eine totale Freigabe lehnt der Drogenkenner allerdings ab: «Ich glaube nicht, dass die Welt besser würde, wenn alles zu haben ist. Das wäre ein bisschen zu simpel für ein Problem dieser Grösse.»



Alexander Wendt: Kristall. Eine Reise in die Drogenwelt des 21. Jahrhunderts. Klett-Cotta. 243 S., Fr. 29.90

Tannenbaum gefunden?

IST AUCH ALLES
BODENHALTUNG?



Aus der Region,
für die Region!

Bis 6. Jan. wird jede
gefallene Nadel ersetzt!

1. Platz «Swiss Tree
Appearance Award»

Auf Wunsch mit
CO₂-Zertifikat

Unsere Bäume sind
100 Prozent vegan!

Geschenkidee ebenfalls?



Sie sitzen wie auf Nadeln, weil Ihnen noch immer eine bäumige Geschenkidee fehlt?

Das Nebelspalter-Abo sorgt ein ganzes Jahr lang für witzige und geistreiche Stunden.

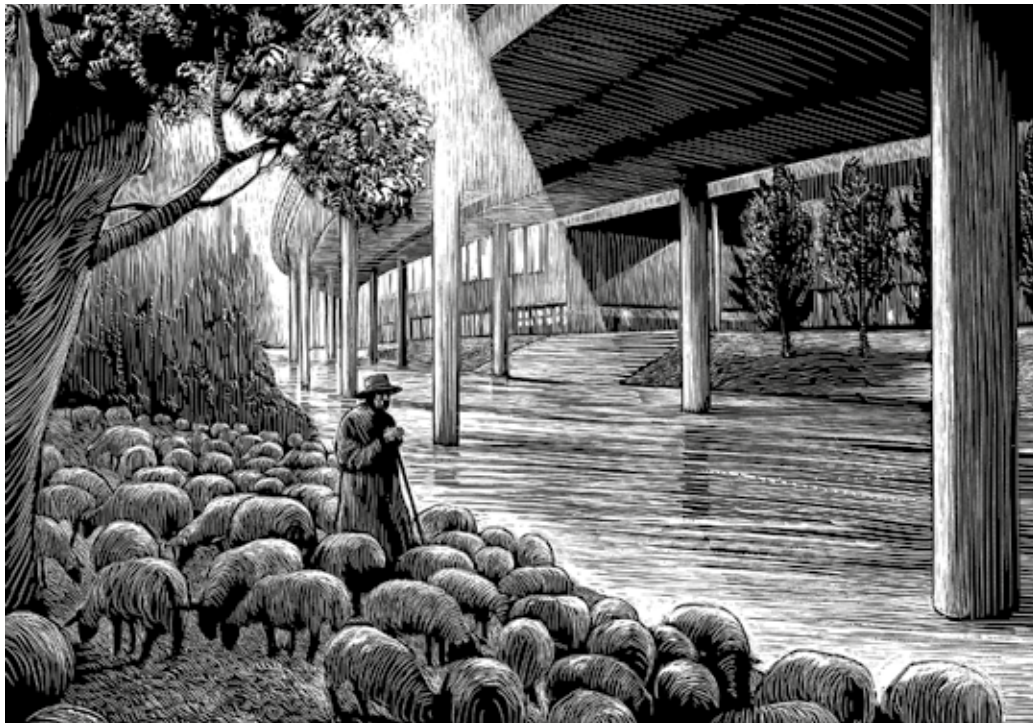
Die perfekte Überraschung für Ihre Liebsten, Freunde und Bekannten!

f 20 452 Fans t 5 149 Follower +6% Abozuwachs

JETZT VERSCHENKEN!
www.nebelspalter.ch
071 846 88 75

Saga der friedlichen Integration

Dublin hat James Joyce und «Ulysses», Barcelona hat «La ciudad de los prodigios» von Eduardo Mendoza, Zürich hat «Alles in Allem» von Kurt Guggenheim. *Von Karl Lüönd*



Das Kleine, Alltägliche fügt sich zum grossen Bild: Hannes-Binder-Illustration.

Das Profil einer Stadt wird in Stimmungsbilder, Reportagen und Porträts gegossen. Graue Geschichte wird zur farbigen Szenerie. Man könnte, man müsste eine Fernsehserie daraus machen.

«Alles in Allem» schildert die gesellschaftliche, kulturelle und politische Entwicklung der Stadt Zürich von 1900 bis 1945. Etwa zum vierten Mal wird dieses Panorama, das erstmals von 1952 bis 1955 in vier Teilen erschienen ist, in diesen Tagen neu auf- und mit einer neuen Bedeutung unterlegt. Dieses Mal lesen wir das Werk als Exempel der Integration, die durch Verständigung und bürgerliche Liberalität gelingt. Wer anders als der assimilierte Jude Guggenheim (1896–1983) hätte diese Saga glaubwürdiger schreiben können?

Filmische Technik

Das Buch beginnt im Haus des aus Deutschland zugewanderten Unternehmers Gustav Wilhelm Meng im Seefeld. Schon auf der ersten Seite weist sich Guggenheim als Meister der präzisen und stimmigen Erzählung aus, als er das disziplinierte Morgenritual des beseren Herrn schildert:

«Meng war eben dabei, die letzte dieser Übungen, den Liegestütz, zu beenden. Hochrot, mit geschwollener Stirnader, die Zähne zusammengebissen, steif den Nacken, knickte er

die Arme, bis sein Gesicht nur noch handbreit über der Kokosmatte schwebte, dann stemmte er sich wieder hoch. [...] Man muss den Körper plagen, sonst plagt er einen. In wildem Aufruhr schlug das Herz, und dumpf brauste es in seinen Ohren. Ein letztes Mal noch sah er das Geflecht des Teppichs wie in einem Nebel dicht vor den Augen – zwanzig! Er sprang hoch und schleuderte die Stützen, zwei gekehrte Holzklotze, von sich, dass sie mit hellem Klang an die Röhren der Zentralheizung schlugen, stand einen Augenblick hochatmend da, dann entledigte er sich seines Nachthemdes, stieg in die Badewanne und betätigte die Brause.»

Auf den über tausend Seiten des Romans sind Hunderte solcher in bildhafter, sorgsam geformter Sprache beschriebener Szenen versammelt. Mit filmischer Technik fügt sich bei Guggenheim das Kleine, Alltägliche zum grossen Bild: Meng ist einer jener Deutschen, die 1912 ihrem Kaiser beim Zürich-Besuch zugejubelt haben. Einige Seiten weiter führt der Judenbub Aaron Reiss – ein Selbstbildnis des jungen Guggenheim – eine Kuh vom Bauern in Geroldswil zu seinem Onkel an den Leonhardsplatz und von dort ins Schlachthaus. Der alte Reiss nennt sich noch «Sensal»: Makler. Er handelt mit Vieh und «Gülten» (Schuldverschreibungen) und steht für die eingessene Zürcher Judenheit, die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahr-

hunderts geniert war über die Einwanderung der von den Pogromen bedrängten Ostjuden. Für diese Einwanderer, die «verschiedener waren als Deutsche und Franzosen», steht die Familie des Schürzenschneiders Gidionowics.

Der gelernte Kaufmann Kurt Guggenheim hatte im Krisenjahr 1934 die Nerven, sich nach dem Konkurs seines ererbten Kaffeehandels als freier Schriftsteller zu etablieren. «Riedland» (1938) war sein erster grosser Erfolg, später verfilmt mit Anne-Marie Blanc und Walo Lüönd: die Geschichte der Ölsuche im Linthgebiet. Im Übrigen schlug er sich durch als Pressechef der Winterhilfe und als Werbetexter. Für Lazar Wechslers Produktionsgesellschaft Praesens-Film schrieb er Drehbücher, immer zu Schweizer Stoffen, zum Beispiel «Wachtmeister Studer» und «Wilder Urlaub». Im Hintergrund stand als diskreter Sponsor Gottlieb Duttweiler.

Grosser Stoff

«Alles in Allem» war Guggenheims Alterswerk. Er liess alle auftreten, die vor allem in den Jahren zwischen den Kriegen in Zürich eine Rolle spielten: die bürgerlichen Politiker, den sozialistischen Armenarzt Fritz Brupbacher, den Dichter Albin Zollinger, den Literaten und Chefredaktor Arnold Kübler samt seiner *Zürcher Illustrierten*, Fröntler und Spanienfahrer, die antibürgerlichen Siedler im Neubühl, den Rüstungsindustriellen Emil Bührlé ebenso wie den Friedensapostel Max Daetwyler.

Dass «Alles in Allem» wieder durchgesehen und neu in einer wunderschönen Ausgabe vorliegt, ist das Verdienst des Literaturwissenschaftlers Charles Linsmayer, der schon die wertvolle Schweizer Literaturreihe «Frühling der Gegenwart» ermöglicht und Dutzende von Schweizer Schriftstellern der Vergessenheit entrissen hat. Als treibende Kraft der Guggenheim-Stiftung hält Linsmayer das Andenken an den grossen Zürcher Autor wach. Wie immer hat er auch ein erklärendes Nachwort geschrieben. Und Linsmayer hatte die blendende Idee, den grossartigen Illustrator Hannes Binder um neue, zeitgemässe Bilder zum Buch zu bitten. Es ist faszinierend, wie dieser mit einer aufwendigen Schabkarton-Technik – wie schon bei seinen Illustrationen der Werke von Friedrich Glauser – die Stimmung von damals für Leser von heute erlebbar macht und den grossen Stoff in die Gegenwart holt.

Die Neuausgabe von «Alles in Allem» ist lustvolle Pflichtlektüre für alle, die Zürich verstehen wollen.



Kurt Guggenheim: Alles in Allem. Mit einer Einführung und 28 Illustrationen von Hannes Binder. Neu herausgegeben von Charles Linsmayer. Th. Gut, Zürich. 1216 S., Fr. 48.–

«Dieser seltsame Mann»

Oskar Freysinger landet mit der literarischen Aufarbeitung seiner Wahlschlacht gegen den früheren CVP-Präsidenten Christophe Darbellay einen Verkaufshit. Von Hubert Mooser

Ende Juni 2016, Freysinger sitzt in Korsika am Strand, er fühlt sich ausgelaugt, schwer lastet das Amt als Walliser Staatsrat auf seinen Schultern. Der Walliser SVP-Politiker freut sich auf ein paar Tage Ruhe und Entspannung. Aber dann bricht das Unheil in der banalen Form einer E-Mail seines Generalsekretärs über ihn herein.

In seinem Buch «Die dunkle Seite des Lichts» beschreibt der frühere SVP-Staatsrat, ausgehend von dieser (realen) E-Mail, in der ihm Ärger angekündigt wird, die Ränkespiele in der Walliser Politik, die Attacken seiner



Kampfansage: Darbellay (l.), Freysinger.

Gegner und die Verdrehungen der Medien in den neun Monaten vor den Staatsratswahlen, bei denen er abgewählt wurde.

Keiner der Akteure und Widersacher ist im Buch namentlich erwähnt, aber es ist für alle klar, dass Christophe Darbellay gemeint ist, wenn Freysinger von «seinem grössten Gegner» schreibt, der hinter dem Rücken seiner Frau seine Geliebte schwängerte. Und den er als Strippenzieher hinter vielen gegen ihn gerichteten Attacken vermutet. Freysinger beschreibt ihn im Buch als einen seit jungen Jahren sorgfältig abgerichteten Mann, der die Interessen des Clans und die elterlichen Ambitionen mit Hingabe zu erfüllen hat.

Seite für Seite taucht man tiefer ein in diesen Grosskampf um die Macht im Bergkanton. Zuerst handelt es sich bloss um einen kalten Krieg. Freysinger amtiert in Sitten, Darbellay ist als CVP-Chef und Nationalrat schweizweit unterwegs. Aber Freysinger spürt den langen Arm «dieses seltsamen Mannes», wie er Darbellay auch umschreibt, in einigen Medienattacken.

Der offene Krieg bricht aus, als Freysinger mit einem CVP-Vertreter des konservativen Flügels aus Darbellays Bezirk eine Allianz für eine gemeinsame Wahlliste schmiedet. Zwei Staatsräte aus dem gleichen Bezirk, das geht im Wallis nicht. Der Pakt ist eine klare Kampfansage an Darbellay, aber am Ende verliert Freysinger die Schlacht. Er hat nicht nur die CVP und Darbellay gegen sich, sondern auch die Linke und den Freisinn sowie die einflussreiche Lokalzeitung *Le Nouvelliste*, die vor allem Darbellay nach dem Maul schreibe, so Freysinger in seinem Buch.

Er nennt das Blatt abschätzig *Prawda*, in Anlehnung an das kommunistische Parteiblatt der Sowjetunion. Der *Nouveliste* ist ihm nicht wohlgesinnt. Als er eine Pressekonferenz organisiert, berichtet die Zeitung zwar seitenlang über den Anlass. Freysinger wird im Artikel aber nicht erwähnt. «Ich musste mit Verblüffung feststellen, dass ich, ohne es zu merken, meiner eigenen Pressekonferenz ferngeblieben war», schreibt er dazu. Ein andermal wird er bei einer Preisübergabe aus dem Bild frech wegretuschiert.

Einzigartig in der Schweiz

Mitreissend ist das Buch, weil es Freysinger gelingt, bittere Erlebnisse, die Anfeindungen von Gegnern und Presse literarisch amüsant aufzubereiten – und das erst noch auf Französisch und Deutsch. Das macht ihn einzigartig in der Schweizer Literaturszene.

Seine Erfahrungen werden durch eingefügte Gedichte ergänzt. Sie stellen in gleichnishaften Versen dar, was den Erzähler letztlich antreibt. Das Buch ist in der Romandie für Schweizer Verhältnisse ein Verkaufserreger: Über 5000 Exemplare gingen innert weniger Wochen über den Ladentisch. Die deutschsprachige Ausgabe hat sich bisher gegen 2000- bis 3000-mal verkauft. Eines darf man trotz allem nicht vergessen: Freysinger war nicht nur einfach das unschuldige Intronopfer, als das er sich darstellt, sondern zuweilen auch selber Täter.



Oskar Freysinger: Die dunkle Seite des Lichts. Brinkhaus. 340 S., Fr. 24.90

Chropfleerete

Was sind wir doch für ein verfressenes Völkli. Von Max Wey

Wir Schweizer mögen keine fremden Richter, keine fremden *Fötzel* und keine fremden Wörterbücher; wir haben unser eigenes. Es heisst «Schweizerhochdeutsch» und ist eben in zweiter Auflage im Duden-Verlag erschienen, der diesmal sogar die Produktionskosten getragen hat. Nett von Duden. Für die Bearbeitung zuständig waren Dr. Hans Bickel und Dr. Christoph Landolt, beide sind Redaktoren am Schweizerischen Idiotikon. Das Vorwort stammt von Johannes Wyss, Präsident des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache. Dieser Verein gibt den Sprachspiegel heraus; dessen schweizerischer Duden-Ausschuss sammelt die Helvetismen.

Eine kleine Auswahl der etwa 500 Neueinträge: *A-Post*, *Buebetrickli*, *Bundesbetrieb*, *Chropfleerete*, *Fachperson*, *Leist* (Quartierverein in der Stadt Bern), *Littering*, *lohnrelevant*, *Münz*, *Schnurri*, *schubladisieren*, *Trottinett*. Falsch geschrieben ist die *Tartarsauce*. Sauce tartare heisst auf Deutsch Tatarsauce (man beachte den berühmten Gastronomie-Dictionnaire der Editions Duboux). Der *Löli*, der ja sogar im Duden steht, fehlt plötzlich. *Gottfriedstutz!* Warum nimmt man Wörter auf wie Prokischreiber oder Zweitel, die laut der Schweizerischen Mediendatenbank kaum je in Schweizer Zeitungen auftauchen?

Füllen wir während des Morgenessens noch speditiv einen Einzahlungsschein aus, fallen uns die Helvetismen ja gar nicht mehr auf. Was genau sind Helvetismen? Wenn etwas *abverheit*, ist dies kein Helvetismus, sondern ein Schweizer Dialektausdruck. Dagegen gehört der oben erwähnte *Fötzel*, auch er im Duden, zum Schweizer Standarddeutsch, zu den Helvetismen eben, so wie es in Österreich Austriazismen oder in Deutschland Teutonismen gibt. Helvetismen sind auch Wörter wie *strub*, in diesem Bändchen als «mundartnah», im Duden als «mundartlich» bezeichnet. Ebenso Redensarten, z. B. «weder Fisch noch Vogel». Zu beobachten ist, dass manche Helvetismen von Teutonismen verdrängt werden. Die «Türklinke» wird (laut Mediendatenbank) häufiger niedergedrückt als die «Türfalle». Das Fahrrad (statt Velo) ist auf der Überholspur. Immer mehr deutsche Jungs föppeln (Helvetismus!) Schweizer Buben.

Viele der Helvetismen betreffen das Essen, etliche davon sind heimelige Diminutive auf -li: *Brunsli*, *Caramelköppli*, *Chäschüechli*, *Fideli*, *Güggeli*, *Hacktätschli*, *Hörnli*, *Läckerli*, *Salzstängeli*, *Wädli*. Was sind wir doch für ein verfressenes Völkli.



Die Bibel

Linke und rechte Parteien

Von Peter Ruch

Da kamen die Pharisäer und Sadduzäer zu ihm. Um ihn zu versuchen, baten sie ihn, ihnen ein Zeichen vom Himmel vorzuweisen (Matthäus 16, 1). Schon im Judentum zur Zeit Jesu gab es Parteien. Sie definierten sich religiös und politisch. Die Sadduzäer waren schon lange mit den privilegierten Klassen verbunden und kollaborierten mit der römischen Besatzungsmacht. Sie konzentrierten sich auf den Tempelkult und lehnten Aktualisierungen des biblischen Gesetzes ab. Als elitäre Freigeister würden sie heute der politischen Rechten zugeordnet. Allerdings waren sie staatsgläubig und insofern zugleich links. – Ihnen standen die Zeloten gegenüber. Sie führten gegen die römische Besatzungsmacht einen Freiheitskrieg und überzogen das Land mit sozialrevolutionärem Terror. Aus dem Volk erhielten sie viel Zulauf. Wie die meisten Aufständischen zersplitterten sie sich. Sie würden heute der Linken zugeordnet. Allerdings hatten sie als Freiheitskämpfer gegen den Staat eine liberale Komponente und können daher auch als Rechte gelten.

Unser politisches Koordinatennetz mit links und rechts ist verwirrend. Mehr Klarheit würden die Begriffe «staatsgläubig» und «staatskritisch» schaffen. Staatsgläubige sind glücklich über jede Zuständigkeit, die man dem Staat zuschufelt. Staatskritische sind glücklich über möglichst weite Freiräume und wollen den Staat auf sein Kerngeschäft beschränken. Linke Parteien sind staatsgläubige. Staatsgläubig sind aber auch Rechtsparteien wie der Front national und die Cinque Stelle. Sie befürchten, dass der Kuchen nicht für alle reicht, und wollen daher einige Bevölkerungsteile ausschliessen. Hier steckt ein Infektionsherd für Fremdenhass und Antisemitismus. Die Staatsgläubigkeit bildet einen Nährboden dafür. Jesus war weder Sadduzäer noch Zelot. Er kritisierte den Staat, ohne ihn zerschlagen zu wollen. Das Judentum lebte im Wesentlichen im Geiste der dritten Partei, der Pharisäer, weiter. Sie waren redlich bemüht, die alten Wahrheiten zu aktualisieren.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Wichtiges Gesellschaftsfresko Mexikos: «Roma».

Kino

Grosses Kino, eingezäunt

Das Netflix-Meisterwerk «Roma», in Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet, läuft in ausgewählten Lichtspieltheatern. Das sollte man nutzen. Von Wolfram Knorr

Die TV-Serie sprengte sich aus ihrer Popeligkeit, Streaming-Dienste wie Netflix machen alles gleichzeitig verfügbar, und schon schreien die Kino-Puristen auf. Das Filmfest Cannes hat auf Druck des französischen Kinogewerbes Netflix ausgeschlossen – im Gegensatz zu den Filmfestspielen Venedig, die die Netflix-Filme «Roma» und «The Ballad of Buster Scruggs» in ihren Wettbewerb aufgenommen haben. «Roma» von Alfonso Cuarón («Gravity») erhielt den Goldenen Löwen und «The Ballad of Buster Scruggs» der Coen-Brüder («Hail, Caesar!») den Drehbuchpreis. Hat Cannes sich und das (alte) Kino vor der Zukunft eingezäunt, während Venedig in den Netz-Filmen gewissermassen visuelle Dehnübungen sieht, die sich als neues grosses Format entpuppen, egal, ob auf der Leinwand oder auf dem Schirm?

Das Kino reagiert rat- und hilflos auf den Trend, besonders wenn es sich um Überwältigungs- und cineastisches Kino zugleich handelt. «Roma» kommt vor seinem Netz-Start ins Kino, und die Kinobetreiber sind verärgert, weil Netflix sich den üblichen Bedingungen des Gewerbes widersetze, «Roma» maximal für eine Woche in Arthouse-Kinos zeige – nicht länger, wie es in den Abspielverträgen sonst üblich ist. Pures Kalkül: Netflix will am Oscar-Rennen teilnehmen, und das geht eben (vorläufig) nur, wenn der Film im Kino gelaufen ist. Kein Wunder, dass es

Gerüchte gab, Netflix habe eine amerikanische Kinokette kaufen wollen. Wie auch immer, die Vorstellung, ein so überragendes Werk wie «Roma» vom Oscar auszuschliessen, wäre auch ohne vorherige Kinoauswertung absurd. Sich abzuschotten wie Cannes, sollte die US-Film-Academy in Zukunft tunlichst vermeiden, ihre Teilnahmebestimmungen lieber neu justieren. In US-Kinos – vielleicht haben die Coens und Susanne Bier die Kino-Auswertung im Vertrag verankert – laufen jedenfalls die Western-Groteske «The Ballad of Buster Scruggs» und der Science-Fiction-Film «Bird Box» mit Sandra Bullock. Nur einer weiteren Netflix-Produktion, dem Historiendrama «Outlaw King» von David Mackenzie («Hell or High Water») mit Chris Pine, ist dieses Glück, aus was für Gründen auch immer, nicht vergönnt.

Höhepunkt des Jahres

Nun also «Roma» von Alfonso Cuarón, der Höhepunkt des Kinojahres. In leicht ausgebleichtem Schwarzweiss entsteht ein wuchtiges Gesellschaftsfresko Mexikos, Tragikomödie, Melodram, Autobiografie in einem. In betörender Bildsprache von Kameramann Galo Olivares erblühen die 1970er Jahre, jene Ära, in der Präsident Echeverría Alvarez sich einerseits um Liberalisierung bemühte, andererseits aber die Studenten-Demos durch Militär und bewaffnete

Milizen niederschliessen liess. Der indigenen Bevölkerung wurde das Land geraubt, und die Klassenunterschiede wurden nicht angetastet; die bürgerliche Mitte bestand darauf. In diesem Klima, aus der Sicht der indigenen Cleo (Yalitza Aparicio), die als Kinder- und Hausmädchen bei einer gutbürgerlichen Familie arbeitet, entfaltet Cuarón sein Epochenbild. Die Familie wohnt in Roma, einem Quartier von Mexico City, in dem auch Cuarón seine Kindheit verbrachte und als Spross wohlhabender Eltern von einem indigenen Hausmädchen grosse Liebe und Zuneigung erfuhr. Ihr ist sein Film gewidmet.

Mit einer raffinierten Szene eröffnet «Roma» seine Zeitreise. In einem kleinen, scheinbar belanglosen Bild wird nicht nur das soziale, sondern auch das Sehnsuchts-Gefälle eingefangen: Über einen gefliesten Flur wird Wasser gespült, und in einer Wasserlache spiegelt sich ganz fern und hoch oben ein Flugzeug. Der Flur ist der unterste Bereich, der Eingang zum Haus, in ihm parken die Autos und hat der Hund seinen Auslauf. Regelmässig muss Cleo die Hundescheisse von den Fliesen spülen. Sie ist Köchin, Wäscherin, Putzfrau und muss die vier Kinder von Sofía Antonio (Marina de Tavira) bändigen. Die tanzen Cleo zwar auf der Nase herum, lieben sie



Epochenbild: Cleo (Yalitza Aparicio).

aber auch heiss und innig, während Sofía, immer ein wenig entrückt, mit ihrem Gatten, einem Arzt, ihre Probleme hat. Der Haussegen hängt schief, die Beziehung ist im Eimer, der Mann hat eine Geliebte, aber Sofía versucht die Idylle bürgerlicher Solidität aufrechtzuerhalten, die Unruhen auf der Strasse zu ignorieren.

Während sie mit bürgerlichem Charme die Fassade wahrt, ist Cleo das physische wie emotionale Zentrum der Familie, auch wenn sie immer Dienerin auf Abruf bleibt. Nur gehemmt gesteht sie folglich, von einem Kerl geschwängert worden zu sein, der sie dann im Stich liess. Als die Oma sie ins Krankenhaus zur Überprüfung ihrer Schwangerschaft begleitet, bebte die Erde, wackeln die Wände, die Schwestern bringen die Neugeborenen in Sicherheit, und Cleo sieht vor der Neugeborenenstation, wie Brocken der Decke auf einen Brutkasten fallen. Das Kind aber lebt. Später sucht Cleo, immer noch voller Hoffnung, den Vater ihres Kindes und findet ihn auf einem Feld voller «Krieger», die

mit militärischem Drill die harten Kerle mimen. Der Führer fordert seine Männer auf, eine bestimmte Haltung einzunehmen, zu der nur echte Krieger fähig seien. Die meisten scheitern, ganz hinten steht Cleo mit dickem Bauch und beherrscht sie alle: eine Szene von Fellini-artiger Poesie. Als Cleos Fruchtblase platzt, die Geburtswehen einsetzen, die Strassen von blutigen Kämpfen verstopft sind und sie das Krankenhaus viel zu spät erreicht, wird der Kreissaal zum Kampfplatz um Leben und Tod.

Hymne auf die Frau

Mit sanft gleitender Kamera folgt Cuarón der rastlosen Cleo durch die Zimmer des Hauses, vom Eingang über die Treppe hinauf in die grosszügigen Räume, die unaufgeräumten Zimmer der Kinder bis zu ihrer bescheidenen Kammer. Sie ist Herz und Bauch, Heizerin und (Seelen-)Kapitänin des Familiendampfers. Und der Gockel, der sie im Liebesnest schwängert und sich zum Kung-Fu-Kämpfer bläht, ist eine Lachnummer. Der Machismo als grotesker Witz. Bald steht auch die bürgerliche Sofía wie Cleo vor dem Nichts. Sie müsse, gesteht sie, wieder arbeiten, weil «er nicht bereit ist, zu zahlen». Die Frauen halten, trotz sozialer Hierarchie, die Familie zusammen.

Alfonso Cuarón zaubert in suggestivem Schwarzweiss (so wie alle Erinnerungen funktionieren) eine dichte Atmosphäre herbei, eine Lokalität, eine historische Phase, ein von persönlichen Erfahrungen geprägtes Bild und macht über zwei Stunden lang grosses, episches Kino von oszillierender Schönheit, sanft und zart und mit stoischer Heiterkeit und temperamentstrunkener Vitalität. Eine Hymne auf die Frau, nie auftrumpfend, sondern immer mit stillem Respekt; mit einer Dienerin als rastloser Mutter Courage und einer Herrin mit dem couragierten Charme einer bürgerlichen Schwester. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Cold War Regie: Pawel Pawlikowski	★★★★★
2	Disobedience Regie: Sebastián Lelio	★★★★★
3	Juliet, Naked Regie: Jesse Peretz	★★★★★
4	Female Pleasure Regie: Barbara Miller	★★★★★
5	25 km/h Regie: Markus Goller	★★★★★
6	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★★
7	Bohemian Rhapsody Regie: Bryan Singer	★★★★★
8	Woman At War Regie: Benedikt Erlingsson	★★★★★
9	The Girl in the Spider's Web Regie: Fede Alvarez	★★★★☆
10	First Man Regie: Damien Chazelle	★★★★☆

Jazz

Liebhaber des Ungesagten

Von Peter Rüedi

Vielseitigkeit ist eine grosse Qualität, in der Kunst aber oft (wenn nicht meist) ein Hindernis auf dem Weg zum Ruhm. Wer viel kann, wird manchem etwas bringen, schon wahr. Aber gleichzeitig setzt er sich dem Verdacht der Charakterlosigkeit aus. Wo Obsession in der Kunst ein Kriterium ist, gilt die Beschränkung der Stilmittel und Ausdrucksmöglichkeiten als Indiz für Originalität. Je enger die Düse, desto grösser die Beschleunigung und die Kraft des Strahls. Wer in zu vielen Zungen redet, gilt bald einmal als Hansdampf in allen Gassen. Ein Botero, der sich von einem Tag auf den andern anorektische Giacometti-Modelle vornähme, erschiene seiner Kundschaft ebenso als Verräter wie umgekehrt ein Giacometti mit einer jäh barocken Wendung.

So drastisch ist der Fall des 1979 in Freiburg i. Ü. geborenen, wunderbar vielseitigen Pianisten Stefan Aeby nicht, dessen pianistisches Spektrum, eine vielfarbige Palette zwischen virtuoser Geläufigkeit und ausgesuchter Sparsamkeit, nur ein Fundamentalist als Selbstverrat beklagen wird. Dafür spricht dieser Poet des Keyboards hier wie dort zu unverkennbar eine eigene Sprache, setzt die opulenten Kaskaden zu bewusst gegen die ostinaten Passagen und spartanischen Aussparungen. Aeby, nicht von ungefähr ein gesuchter Partner von Sängerinnen (Sarah Buechi, Lisette Spinnler), ist ein Melomane, ein grosser Lyriker und Geschichten-erzähler. Einer auch, der den Sinn zwischen den Zeilen sucht. Ein Liebhaber des Ungesagten.

Trotz gelegentlich sich auftürmenden Tastenstürmen ist der Grundgestus seines Trios die Finesse und Delikatesse, die Zurückhaltung bis zur Bescheidenheit. Dazu gehört, dass sein Trio ein hochintegrierter Zusammenklang ist, in dem jeder Solist und jeder Begleiter ist: Aeby selbst, André Pousaz am Bass, Michi Stulz am Schlagzeug. Die Musik stammt vom Live-Mitschnitt eines Konzerts in London, welches Aebys Zürcher Label Intakt im Frühjahr 2017 im Rahmen eines elftägigen Festivals organisiert hatte. Optimale Live-Energie, perfekte Aufnahmetechnik: ein Moment des Glücks.



Stefan Aeby Trio: The London Concert. Intakt CD 315

Die geheimste Adresse der Welt

In ein paar Hütten in Virginia verbarg sich ein delikates ambitiöses Programm. Amerikaner sortierten hier 4000 gefangene Nazis nach speziellen Fähigkeiten aus.

«Operation Büroklammer» legte die Basis für eine Mission, die auf dem Mond endete. *Von Giles Milton*

Von aussen sah es aus wie jedes andere Truppenlager: Es gab ein paar Häuser, ein paar Hütten, und gelegentlich fuhr ein Fahrzeug heraus oder hinein. Doch «P. O. Box 1142» war sehr anders als alle anderen Truppenstützpunkte auf amerikanischem Boden.

Hinter dieser Postfachadresse in Fort Hunt im Staat Virginia verbarg sich ein geheimdienstliches Zentrum, dessen Tätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichte. Denn hier wurden viele gefangene Nazis, unter ihnen führende Raketeningenieure und Atomwissenschaftler, verhört. Insgesamt durchliefen über 4000 hochrangige Gefangene dieses Lager. Zu ihnen gehörten der Raketeningenieur Wernher von Braun und der Kerntechniker Heinz Schlicke. Die Gefangenen wurden ausgequetscht über wissenschaftliche Entdeckungen der Nazis, Entwicklungen in der Waffenherstellung, ja ganz einfach über alles, was den siegreichen Alliierten von Nutzen sein konnte.

Damit verstieß man auf dem Stützpunkt gegen die Genfer Konventionen, doch das kümmerte die amerikanische Regierung relativ wenig. Erhaltene Transkripte und Zeugenaussagen belegen, dass die Menschenrechte in der Regel respektiert wurden und man nie zur Folter griff. Gefangene wurden vielmehr belohnt, wenn sie vertrauliche Informationen lieferten. Und manchen Gefangenen verabreichte man Gourmetmahlzeiten, um sie rumzukriegen.

Einer der amerikanischen Vernehmungsbeamten war George Mandel, ein zwanzigjähriger Wissenschaftler, der fließend Deutsch sprach. «Meine Aufgabe war, naturwissenschaftlich ausgebildete und erfahrene Deutsche zu verhören», erklärte er.

Viele der Verhörten waren solche Spezialisten auf ihrem Gebiet, dass Mandel Mühe hatte, sie zu verstehen.

«Einer war mit der Anreicherung von Uran befasst, und ich konnte mir nicht vorstellen, wozu das gut sein sollte», erinnerte er sich später. «Meine Aufgabe war, herauszufinden, was er tat und wie das geschah, und das berichtete ich dann dem Pentagon.»

Viele der bedeutendsten Nazi-Wissenschaftler wurden im Rahmen der «Operation Paperclip» nach P. O. Box 1142 gebracht. Diese «Operation Büroklammer» war das streng geheime Vorhaben, Hunderten hervorragender deutscher Wissenschaftler Ar-



Zuoberst auf der schwarzen Liste: Raketeningenieur von Braun.

beitsplätze in den USA anzubieten, damit die Sowjetunion nicht an diese Experten herankäme.

Zu den Gefangenen in P. O. Box 1142 gehörte der erwähnte brillante Ingenieur Heinz Schlicke, der die Infrarot-Zündvorrichtung für atomare Sprengköpfe entwickelte. Sein Vernehmungsbeamter John Gunther Dean sagte, es habe eine Weile gedauert, bis Schlicke zur Kooperation bereit war: «Der Krieg in Europa war zu diesem Zeitpunkt vorbei. [...] Schlicke war bereit, uns zu helfen, aber seine Frau war in der russischen Besatzungszone.»

So wurde Dean nach Europa geschickt, um Schlickes Frau und ihre beiden kleinen Kin-

der zu finden und die Familie in den USA zusammenzuführen. Schlicke sollte dann bis zu seinem Lebensende in den USA arbeiten.

Im Frühling 1945 traf der renommierteste Gefangene im Lager ein: der Raketeningenieur Wernher von Braun. Er hatte die V1- und V2-Raketen entwickelt, die Teile Londons in Schutt und Asche gelegt hatten. Als er begriff, dass der Krieg verloren war, ergab er sich in Bayern den amerikanischen Streitkräften.

Das amerikanische Oberkommando war sich der Bedeutung seines Fanges bewusst: Wernher von Braun stand zuoberst auf seiner

schwarzen Liste deutscher Wissenschaftler und Ingenieure, die unbedingt verhört werden sollten.

Jedem Gefangenen wurde ein sogenannter *morale officer* zugeteilt, um ihn bei Laune zu halten. In von Brauns Fall war das ein junger Mann namens Arno Mayer. Er versorgte seinen Gefangenen mit Zeitschriften und Alkohol und nahm ihn sowie drei andere sogar mit auf einen Einkaufsbummel in Washington, D.C.

Wie sich Mayer erinnerte, wollten die Männer Unterwäsche für ihre Frauen kaufen, die noch in Deutschland waren.

«Wir sagten der Verkäuferin, welche Grösse und so weiter. Sie hob ein Höschen hoch. Die Deutschen waren entsetzt. Sie wollten keine Nylon-Unterwäsche», erinnerte sich Mayer. «Sie wollten wollene, die ausserdem so lang sein sollte, dass sie die Beine bedeckte.»

Wernher von Braun erwies sich als der umstrittenste Gefangene in P.O. Box 1142 – vor allem als sich herausstellte, dass er für den Bau seiner V1- und V2-Raketen Zwangsarbeiter aus dem KZ Mittelbau-Dora eingesetzt hatte.

Er hätte bei den Nürnberger Prozessen vor Gericht gestellt und verurteilt gehört. Doch die amerikanische Regierung fand, dafür sei seine Intelligenz zu gross und zu nützlich. Man fälschte seinen beruflichen Werdegang und sorgte dafür, dass seine Mitgliedschaft bei der NSDAP aus Dokumenten in Archiven gelöscht wurde. Dank einer Unbedenklichkeitserklärung erhielt er eine Arbeitsbewilligung für die USA.

Wernher von Braun erlangte schliesslich eine leitende Position bei der Nasa. Er dankte das seiner neuen Heimat mit der Entwicklung der Saturn-V-Rakete, welche der Besatzung der Apollo 11 den nötigen Schub für ihren Flug zum Mond verschaffte.

Nur wenige Leute wussten, dass er als Gefangener in P.O. Box 1142 gesessen hatte. Und dass er Hitlers ergebenster Wissenschaftler gewesen war.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer
Nächste Folge: «Edwin Darlings Albtraum»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Unser Sohn ist in der fünften Klasse. Ich habe mit ihm einen täglichen Kampf, bis er die Hausaufgaben macht. Für eine Aufgabe, die er in zehn Minuten gelöst hätte, macht er eine halbe Stunde lang ein Drama, bevor er überhaupt beginnt. Manchmal denke ich, es wäre besser, mich gar nicht mehr darum zu kümmern, er soll die Konsequenzen selber tragen. Doch gerade angesichts des bevorstehenden Übertritts in die Oberstufe habe ich als Mutter doch eine gewisse Verantwortung. Was denken Sie?

Anita F., Schaffhausen

Es handelt sich um einen alltäglichen Fall. Ich würde Ihrem Sohn zureden, dass es besser wäre, schnell die Aufgaben zu machen, ihm aber beim zweiten Mal sagen, dass er die Konsequenzen selber tragen muss, wenn er die Aufgaben nicht macht.

Aber drohen Sie ihm nicht mit Ereignissen, die ohnehin nie eintreten, oder mit Massnahmen, die Sie nicht durchführen können oder nie durchführen

werden. Wenn er zum Beispiel die Prüfung in die nächste Klasse nicht besteht, weil er die Aufgaben nicht macht, wird er das in kurzer Zeit bereuen und sich dann bessern und die Hausaufgaben machen.

Er erlebt die negativen Konsequenzen seines fehlerhaften Verhaltens und wird dies in Zukunft unterlassen. Mindestens ich habe solche Erfahrungen mit meinen eigenen Kindern gemacht.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Familienunternehmen seit 1931

Carlo Gavazzi, der börsenkotierte Industriekonzern mit Hauptsitz in Steinhausen ZG, erfreut mit guten Halbjahreszahlen die Börse. Der Umsatz stieg im Zeitraum April bis September um 8,0 Prozent auf 76 Millionen Franken. Zwar legte der Gewinn nicht im gleichen Umfang zu – was aber den Investitionen in zukünftiges Wachstum geschuldet sei, so das Unternehmen. Carlo Gavazzi stellt Elektroteile her für die Automatisierung im Bereich Gebäude und bei der Industrieproduktion. Die Firma produziert schwerpunktmässig in Italien und China. In der Schweiz sitzt die Konzernleitung. Auch nach dem Börsengang 1984 ist Carlo Gavazzi ein Familienunternehmen geblieben. *La famiglia* kontrolliert 80 Prozent der Stimmrechte und 45 Prozent des Kapitals. In den

Aktienkurs von Carlo Gavazzi

Vom 27. November bis 4. Dezember 2018, in Franken



1980er Jahren beschäftigte Carlo Gavazzi zweimal so viele Mitarbeiter wie heute und schrieb einen doppelt so hohen Umsatz. Derzeit ist mit Verwaltungsratspräsidentin Valeria Gavazzi die dritte Generation am Ruder. Florian Schwab



Thiel

Gemeinsinn

Von Andreas Thiel

Kari: Guten Abend Aschi! Du bist aber fröhlich unterwegs!

Aschi: Hey Kari! Schön, dich zusehen. Ich war an einer Gründungsfeierlichkeit, wo reichlich Champagner geflossen ist.

Kari: Ihr Bonzen wieder! Hahaha, euch Unternehmer geht's einfach zu gut.

Aschi: Du hast aber auch nicht schlecht Schlagseite.

Kari: Ja, klar, denn ich komme ebenfalls von einer Gründungsfeier. Wir hatten eine Bierchwemme.

Aschi: Ihr Gewerkschafter seid also auch nicht gerade am Verdursten.

Kari: Nicht, solange noch Geld in der Streikkasse ist! Was habt ihr denn gegründet?

Aschi: Wir haben einen neuen Serviceclub gegründet. Und Ihr?

Kari: Wir haben eine neue Gewerkschaftssekktion gegründet. Was ist ein Serviceclub?

Aschi: Ein Serviceclub verschreibt sich dem Dienst an der Gemeinschaft. Du kennst sicher Rotary, Lions, Kiwanis usw.

Kari: Das ist ja interessant. Denn wir von der Gewerkschaft haben uns ja auch dem Dienst an der Gemeinschaft verschrieben. Wie sieht eure Kampfaktik denn aus? Demonstrieren? Streiks? Blockaden?

Aschi: Wo denkst du hin? Wir kämpfen nicht, sondern helfen. Wir sind für alle da.

Kari: Wie wir von der Gewerkschaft: Unser Kampf ist für alle da. Und wie finanziert ihr euch?

Aschi: Wir legen halt einfach Geld zusammen.

Kari: Und wie kommt ihr an dieses Geld?

Aschi: Na, jeder nimmt etwas von seinem Lohn, legt es in die gemeinsame Kasse, und dann geben wir es anderen Menschen.

Kari: Lustig, bei uns funktioniert der Dienst an der Gemeinschaft genau umgekehrt: Wir nehmen das Geld von anderen Menschen, legen es in die gemeinsame Kasse, und dann bezahlen wir damit erst einmal unsere eigenen Löhne.

Aschi: So hilft jeder nach seinem Vermögen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Begeisterung für den Kuhfladen

Die Galerie Gmurzynska verlässt St. Moritz. Beauty-Apéro von Adriana Tripa in Zürich. Spitzenkoch im TGV. Von Hildegard Schwaninger

Die Galerie Gmurzynska hat in St. Moritz geschlossen, dafür öffnet sie am 15. Dezember in New York an der Madison Avenue. Mit einer Ausstellung des Kuba-Chinesen Wifredo Lam. St. Moritz wurde geschlossen, weil die Zeiten und das Publikum sich geändert haben. St. Moritz ist für Gmurzynska nicht mehr interessant, in die Räume gegenüber dem «Palace»-Hotel zieht jetzt Hauser & Wirth ein. Iwan Wirth ist der weltweit operierende Galerist für moderne Kunst. Claudius Ochsner, ein alteingesessener Zürcher Kunsthändler, wird Partner von Gmurzynska. Die neue Firma heisst G&O Art GmbH, sie ist ein Joint Venture. Ochsner hat seine Galerie an der Kirchgasse in Zürich nach fünf Jahren geschlossen. Er ist an die Talstrasse 37 gezogen (David Koetser, der bisher in den Räumen war, wirkt jetzt zwei Stockwerke höher), wo Krystyna Gmurzynska und Geschäftspartner Mathias Rastorfer neben dem Flagship-Store am Paradeplatz eine Zweigtalerie haben. Ochsner ist weiter mit seinem Kunsthandel Barr & Ochsner, den er 1997 mit seinem 2004 verstorbenen Partner Daniel Barr gründete, in Zürich und New York aktiv. Sobald die Räume an der Talstrasse eingerichtet sind, wird G & O Art die erste Ausstellung machen, mit Nouveaux Réalistes: Arman, Yves Klein, Jean Tinguely, Niki de Saint Phalle. Eine grosse Begeisterung hat Claudius Ochsner für den Bündner Künstler Not Vital. So war er auch an der Vernissage «Schweizer Kunst» von Sotheby's (Versteigerung war am

4. Dezember), wo er den Kuhfladen von Not Vital bewunderte. Gemeinsam mit seinem neuen Partner, dem aufstrebenden Kunsthändler Thomas Schafflützel.

Am verregneten Sonntagsverkauf-Nachmittag in der Stadt Zürich gaben Fotografin Adriana Tripa und Coiffeur Benjamin Zuber, die ihre Studios oberhalb der «Kronenhalle» haben, Beauty-Apéros. Tripa ist berühmt dafür, dass die Leute, die sie fotografiert (und vorher mit ein paar Schminktricks verschönert), auf ihren Fotos unglaublich gut (und jünger) aussehen (ohne Photoshop). Ihre Kundenliste ist lang und diskret; nur die Bilder in ihrem «Loox»-Studio verraten, wer sich von Adriana Tripa hat ins rechte Licht rücken lassen – «A Star Is Born»-Effekt garantiert: Unternehmerin Renata Jacobs, Gabriele Bär-Richner, die Ex-Frau von Bankerbe Raymond Bär, Mirka Federer und Roger Federer, Schauspielerin Sabina Schneebeli, Schokoladekönig Ernst Tanner (das berühmte Bild mit den Osterhasen), Lalique-Besitzer Silvio Denz (für ein Finanzblatt-Titelbild).

Benjamin Zuber, dem seine Frau Sandra (zuständig für die Buchhaltung) und seine Tochter beim Apéro beistanden, hat seit sechzehn Jahren seinen Coiffeursalon einen Stock höher (ganz früher war er bei Charles Aellen und Rudolf Haene), mit Blick auf Bellevue und Zürichsee.

Models, Ex-Models und andere Schönheiten kamen zu den Beauty-Apéros. Champagner und Styling-Tipps gab es à discrétion. Adriana



Fast verliebt

Nett-Advent

Von Claudia Schumacher

Dieses Jahr hatte ich überlegt, meinem Freund einen Adventskalender zu basteln. Ein kleines Geschenk für jeden Tag. Dann entschied ich mich dagegen. Anstatt einen Samstag lang durch die Stadt zu has-

ten und 24 Sachen zu kaufen, die trotz Überlegungen am Ende zu 50 Prozent aus Schokolade bestehen, entschied ich, mir Zeit zum Nachdenken zu nehmen. Advent, die Wochen der Einkehr vor dem Fest der Liebe. Was, wenn ich die Sache zur Abwechslung mal ernst nehmen würde? Also, nicht nur im Deko-Sinne ernst.

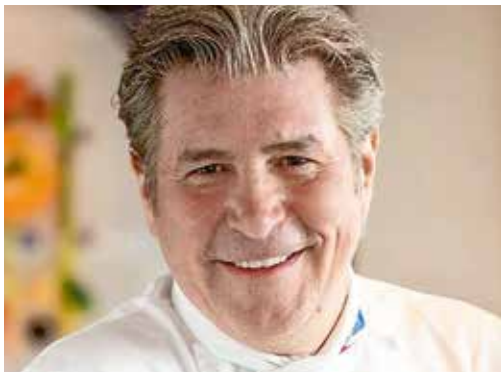
So kam ich auf eine Idee: ein Adventskalender voller Herzengeschenke, ein bewusster Liebesmonat. Jeden Morgen nehme ich mir einen Moment Zeit und überlege, wie ich eine noch bessere Partnerin sein kann. Und an jedem Adventssonntag darf er sich etwas von mir wünschen, das nicht käuflich ist. Vielleicht denken Sie jetzt: «Ideelles Geschenk? Pfff, als ob sich darüber jemand freut.» Aber stellen Sie sich vor, der Mensch an Ihrer Seite wäre einen Monat lang damit befasst, drüber nachzudenken, wie er Sie noch glücklicher machen kann – ist doch ganz cool, nicht?



Im Geschäft: Kunsthändler Ochsner, Schafflützel.



Verschönerung: Fotografin Tripa.



Business-Class: Koch Roth.

Tripa fotografierte – Andy Warhol lässt grüßen – mit ihrer neuen Polaroidkamera. Ein paar Freundinnen fehlten. Terminkollision. Sie waren in Venedig, wo Carolina Müller-Möhl für das Wochenende das «Gritti Palace» gemietet hatte, zur Feier ihres 50. Geburtstags. Modeunternehmerin Trudie Götz fehlte auch. Sie war mit Ehemann Heinz Müller in Kuba.

Andreas Bergmann, CEO von TGV Lyria, der Eisenbahn zwischen Genf und Paris, tritt Ende Jahr zurück. Was der 1969 Geborene in Zukunft macht, verrät er noch nicht. Jedenfalls hinterlässt er seinen Nachfolgern (dem Franzosen Fabien Soulet als CEO sowie dem Schweizer Pascal Sommer als Chief Commercial Officer) ein rentables, gut eingeführtes Unternehmen. Der TGV Lyria zwischen Genf und Paris ist immer fast ausgebucht und bestens vorbereitet für die Zukunft, in der die Liberalisierung des Bahnverkehrs in Europa bevorsteht. Andreas Bergmann ist gelernter Koch (im «Bellevue» in Bern kam sogar Queen Elizabeth in den Genuss seiner Künste) und Absolvent der Hotelfachschule Lausanne. Sein Credo: «Mit Nahrung haben wir den besten Zugang zu den Emotionen der Menschen.» So ist ihm wichtig, dass im TGV Lyria gutes Essen serviert wird. Neu kocht in der Business-Class (Ticket Genf–Zürich: 220 Franken, alles inklusive) der mehrfach ausgezeichnete Michel Roth (Bocuse d'Or, Meilleur Ouvrier de France). Bald wird der ehemalige Zürcher Stadtrat Martin Vollenwyder, heute Präsident der Tonhalle und der Eleonorenstiftung, in den Genuss einer TGV-Lyria-Fahrt kommen. Er hat die Reise nach Paris bei der Tombola am Kispi-Ball gewonnen.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Die besten Beziehungen haben ihre Themen. Vielleicht meckert bei Ihnen einer zu viel und verkennet die Bemühungen des anderen. Oder einer macht zu wenig Komplimente, zu wenig im Haushalt oder hört selten richtig zu. Vielleicht will einer mehr Sex als der andere (Kurzumfrage im Freundeskreis ergibt: Es ist nicht immer der Mann, der mehr will). Was dazu führt, dass sich einer gedrängt und der andere schnell mal zurückgewiesen fühlt. Der Advent ist eine gute Gelegenheit, sich an den Anfang zu erinnern. Als man dem anderen gab, was er brauchte. Als man den anderen nicht drängte und stattdessen wartete, bis er selber wollte. Womöglich ist der Advent eine gute Zeit, wieder mehr so zu werden wie damals. Als einem noch klar war, dass der andere einem alles bedeutet.

Vielleicht haben Sie aber auch ganz andere Themen in Ihrer Beziehung. Womöglich sind Sie eifersüchtig – und es ist an der Zeit, da mal

Ehrlichkeit walten zu lassen? Dann geht es Ihnen zum Beispiel wie mir. Obwohl ich schon mal gehört habe, ich sei eifersüchtig, vertrat ich gerne den Standpunkt: «Eifersüchtig, ich? Jede Frau, mit der mein Freund vor mir geschlafen hat, verdient doch aus ganz anderen Gründen den Tod.» Was, zugegeben, nicht ganz wahr ist. In Zukunft will ich aus Eifersucht keine obskuren Angriffe mehr fahren, sondern ehrlich sagen: «Du, ich weiss, es ist albern, aber ich bin eifersüchtig, und es fühlt sich mies an. Hilfst du mir?»

Auf was für Ideen man kommt, wenn man mal freiwillig über sein eigenes Verhalten nachdenkt! Ohne Streit. Ohne dass der andere einen zwingt. Einfach so. Bei einem Weihnachtstee vor dem Adventskranz. Auf jeden Fall wünsch ich Ihnen einen zauberhaften Dezember.



Unten durch

Privat versichert

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast seit Wochen nicht mehr gut geschlafen, und jetzt kriegst du frühmorgens völlig erschlagen aus dem Bett. Du musst heute einen Powerpoint-Vortrag vor der Geschäftsleitung halten – wie sollst du das nur schaffen? Auf dem Weg ins Badezimmer kommen dir ein kleiner flacher Ausserirdischer und ein etwa vierzehnjähriges Mädchen entgegen. Es dauert eine Weile, bis du begreifst, dass das Mädchen deine Tochter und der Ausserirdische dein Staubsaugroboter ist. Du duschst eiskalt, aber du wirst nicht wach, sondern machst nur die Erfahrung, dass man auch frierend im Stehen kurz einnicken kann. Zum Frühstück trinkst du einen doppelten türkischen Kaffee und schlägst dir ein paar Mal mit der flachen Hand ins Gesicht. Deine Frau sagt: «Jetzt übertreib's mal nicht, ich hab dir doch gestern gesagt, dass ich dir den Seitensprung verziehen habe.» An einen Seitensprung kannst du dich nicht mehr erinnern, wenn da was war, muss es vor deiner Schlaflosigkeitsphase gewesen sein, denn im Moment interessiert dich am Sex nur das Einschlafen danach.

Du setzt dich in deinem Arbeitszimmer ans Notebook, willst die Dateien für den Vortrag noch mal sichten, aber das Ticken der Wanduhr versetzt dich in Hypnose. Dieses einschläfernde Ticktick, Ticktick! Die Welt ist ein Scheisshaufen der falschen Zeitpunkte! Immer geschieht alles im falschen Moment! Wochenlang konntest du nachts nicht schlafen, aber jetzt, eine Stunde vor dem karriereentscheidenden Vortrag, könntest du schlafen wie ein Toter! Du überlegst dir, ob du dir den Pfefferspray deiner Tochter in den Rachen sprühen sollst, um wach zu werden – aber was, wenn ihr heute auf dem Schulweg ein Psychopath auflauert? Psychopathen schlagen ja immer genau dann zu, wenn man keinen Pfefferspray hat. Im Tram sehen die freien Sitzplätze so verlockend aus wie frischgemachte, breite, weiche Hotelbetten mit dicken, flauschigen Kissen. Aber du weisst, wenn du dich jetzt hinsetzt, wird dich auch der illegale Musiker, der mit einer Gitarre durchs Tram geht und «O When the Saints» spielt, nicht davor bewahren, ins Traumreich zu verschwin-

>>> Fortsetzung auf Seite 74

den. Um während der endlosen Tramfahrt nicht wegzudösen, denkst du an unvorstellbare Grausamkeiten. Du denkst an Babys, denen ein Psychopath bei Eiseskälte das Mützchen stiehlt, du denkst an noch mehr Babys, die von ihren Müttern in den Eisbärengraben des Zoos abgeseilt werden, du denkst an Babys, die aus Bombenflugzeugen über Kindergärten abgeworfen werden. «Spiel lauter!», schreist du den illegalen Gitarristen an, «spiel direkt in mein Ohr!» Mit Ohrensäusen kommst du in deiner Firma an, jetzt gilt es, die Liftfahrt in den vierzehnten Stock wach zu überstehen. Das ist schwierig, denn die anderen, die schweigend mit dir hochfahren, sind auch alle müde, sie gähnen hinter der Hand, sie haben noch die Druckstellen ihrer Kissen an den Schläfen, sie sind lebende Schlafpillen, dir fallen die Augen zu. Mit letzter Willenskraft drückst du den Alarmknopf und rufst: «Feuer im Liftschacht! Wir werden alle sterben! Egal, ob privat versichert oder nicht!»

Da die meisten Liftpassagiere privat versichert sind, bricht eine Panik aus, und diese Panik schafft, was dem türkischen Kaffee nicht gelang: Du hast endlich wieder einen Herzschlag. Du bist jetzt fast wach. Einer der Liftpassagiere, ein Key-Account-Manager, ruft in Todesangst auf Englisch nach seiner Mutter: Das ist so belebend! Nach der Rettung durch den Sicherheitsdienst gehst du zum Konferenzraum. Aber es ist ein sehr langer Korridor, und mit jedem Schritt lässt die belebende Wirkung der Panik nach. Als du im Halbschlaf beim Konferenzraum ankommst, hast du vergessen, warum du hierhergekommen bist. Du lehnst dich mit der Stirn an die Wand und schläfst im Stehen ein. Die ganze Geschäftsleitung ist nötig, um dich zu wecken.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Alpiner Chardonnay

Von Peter Rüedi

Südtirol, die nördlichste Region Italiens, gehört zu den kleineren Appellationen der italienischen Weingeografie. Aber sie ist eine der eigenwilligsten, verbindet sie doch den mediterranen Süden mit dem alpinen Norden. Das wäre nichts weiter als eine Banalität, hätte es nicht Konsequenzen für den Rebbau. An den steilen Hängen über dem Weinort Tramin zum Beispiel finden sich dank der Temperaturdifferenz zwischen warmen Tagen und von Fallwinden gekühlten Nächten besonders glückliche Voraussetzungen für sehr besondere Weine.

Namentlich die besten Weissen vereinigen eine reife Fülle mit einer coolen, «alpinen» Eleganz, eine Fruchtsüsse mit mineralischem Biss und grosser Frische, und zwar fast unabhängig von den angebauten Sorten. Ein Musterbeispiel dafür ist ein Spitzenweisser namens «Troy», der gleich zwei Vorurteile glanzvoll widerlegt. Zum einen stammt er von der Kellerei Tramin und damit von einer Genossenschaft von dreihundert Kleinproduzen-

ten, für manche Anhänger einer strikten Selbstkelterer-Ideologie allein ein Grund, die Nase zu rümpfen, bevor sie diese über das Glas halten. Zum andern ist der «Troy» – der Name bezeichnet im lokalen Dialekt nichts anderes als «Weg» oder «Pfad» – ein hundertprozentiger Chardonnay, und zwar ein erstaunlich komplexer. «In unserem Gebiet», sagt Tramins Kellermeister Willi Stürz, «sind komplexe Chardonnays aus Höhenlagen eine Seltenheit. Aber genau darin lag für uns der Reiz. Im Lauf der Zeit haben wir die Trauben dort oben immer besser verstanden und ihnen die Zeit gegeben, die sie brauchen, um zu ihrer inneren Balance zu finden. Mit dem Ergebnis können wir nun ziemlich zufrieden sein.» Das ist schamlos tiefgestapelt. In Wahrheit ist dieser Chardonnay das Gegenteil der Allerweltsweine, welche die modische Sorte überall ausser im Burgund meist zeitigt (wie buchstabieren Wein-Snobs: «ABC – Anything but Chardonnay»). Im Barrique vergoren, danach 16 Monate auf der Hefe und dann zur weiteren Reifung 22 weitere Monate im Stahltank, duftet dieser langlebige Weisswein ausser nach den typischen Apfelaromen nach Zitrus und Minze, nach Steinfrüchten, feinen Gewürz- und Nussnoten und etlichen tropischen Aromen. Am Ende wirkt er in der Süsse etwas üppiger, als die ausgewiesenen 3,1 Gramm Restzucker (gut balanciert durch die schöne Säure) vermuten lassen.

Dreitausend Flaschen wurden im grossen Jahr 2015 abgefüllt. Was, versteht sich, seinen Preis hat. Nicht nur in der Qualität liegt der «Troy» auf dem Niveau berühmter weisser Burgunder-Kreszenzen.

Kellerei Tramin Chardonnay Riserva Alto Adige DOC Troy 2015. 13,5%. Cultivino, Bern. Fr. 76.–. www.cultivino.ch



Salz & Pfeffer

Die beste Pizza in Los Angeles

Von David Schnapp

Letzte Woche war ich in Los Angeles, um der Weltpremiere des neuen Porsche 911 (S. 75) beizuwohnen. Seit kurzem habe ich es mir zum kleinen Sport gemacht, herauszufinden, wo in solchen Grossstädten die

beste Pizza zu finden ist. Oder sagen wir: eine sehr gute Pizza.

Die Pizza nach neapolitanischer Machart ist kulinarisches Weltkulturerbe. Ein an sich simples Gericht, das aber für die Perfektion in der Ausführung viel verlangt. Das beginnt bei der Wahl des Mehls und der Hefe, geht über die Teigführung (mindestens 48 Stunden), betrifft die Tomatensauce, den übrigen Belag natürlich und endet schliesslich beim Backvorgang, der idealerweise in einem sehr heissen Holzofen (über 450 Grad Celsius) stattfindet.

In Zürich habe ich mich auf das «San Genaro» als Urheber der besten Pizza der Stadt festgelegt, in Tokio habe ich kürzlich das «Pizza Studio Tamaki» entdeckt, in New York ist «Pasquale Jones» sehr empfehlenswert. In Los Angeles wurde ich im Grand Central Market fündig, wo in einem vibrierenden urbanen Ambiente einer Markthalle von 1917 kleine Küchenstände Tacos oder Reisgerichte zubereiten, wo man

Lebensmittel kaufen kann und wo «Olio Wood Fired Pizzeria» zu Hause ist, die gemäss den Bewertungsprofis von «Zagat» zu den zehn besten Pizzerias der USA gehört.

Serviert wird deren tatsächlich grandiose Pizza in der Kartonschachtel, gegessen wird an einfachen Metalltischen. Eine Margherita kostet \$ 8.49 und erfüllt alle Bedingungen, um als beste Pizza der Stadt in meine Liste zu kommen: Der dünne Teig mit dem knusprigluftigen Rand ist aus einem dunkleren Mehl als üblich, was ihm ein schönes Aroma gibt. Die Tomatensauce hat eine fruchtige Säure, der Ofen wird mit kalifornischem Hartholz so heiss befeuert, dass die Basilikumblätter, die vor dem Backen aufgelegt werden, bei der kurzen Backzeit nicht verbrennen.

Olio Wood Fired Pizzeria, Grand Central Market, 317 S Broadway, Los Angeles. Tel. +1 (323) 680-0010. Täglich geöffnet

David Schnapp ist Autor beim «Gault & Millau Channel».



Auto

«Stairway to Heaven»

Porsche ist dem Ideal des perfekten Autos wieder einen Schritt näher gekommen. *Von David Schnapp*

Es gibt einen neuen Porsche 911! Das scheint zunächst eine banale Schlagzeile in dem nie endenden wollenden Meer von Schlagzeilen zu sein, ist aber natürlich in dieser Rubrik etwa so wichtig wie in anderen Rubriken, wenn Amerika einen neuen Präsidenten wählt oder wenn im Vatikan ein neuer Papst bestimmt wurde. Der Porsche 911 ist die Ikone unter den Autos. Wer mit Bleistift und Papier halbwegs umgehen kann, zeichnet einen «Elfer» grob mit zwei Linien. Und wenn wir schon beim Anstellen von Vergleichen sind: Übertragen auf die Musik, heisst das, der Porsche 911 ist für das Automobildesign, was der Song «Stairway to Heaven» für die Rockmusikgeschichte ist – schon nach drei Gitarrengriffen erkennbar und nicht mehr aus dem Kopf zu bekommen.

Der neue 911er wurde letzte Woche in Los Angeles vorgestellt. Porsche-Fans aus aller Welt unterhalten sich seit vergangenen Dienstag, 20 Uhr (Pacific Standard Time) in Dutzenden Internetforen und Gesprächen über den breiteren Elfer, die neue Auspuffanordnung und das

modernisierte Cockpit, das zwar digitaler wurde, sich aber dennoch der Ergonomie des Sportwagenfahrers unterordnet.

Es gibt, grob gesagt, zwei Gruppen von Porsche-Fans. Die Konservativen finden, alles seit Einführung der Wasserkühlung – ab 1997 – sei kein richtiger Porsche mehr. Ein richtiger Porsche sei sowieso nur der 911er. Die Progressiven hingegen wissen, dass sich auch die Autogeschichte weiterentwickeln muss.

Mir gefällt der neue 911er (interne Modellbezeichnung: 992) ausgesprochen gut, und erste Berichte über seine Fahreigenschaften stimmen mich in höchstem Masse zuversichtlich, dass den Ingenieuren ein Fortschritt gelungen ist, ohne den Kern dieses Autos anzutasten. Ganz im Sinne von Ferdinand Anton Ernst «Ferry» Porsche, der sagte: «Das perfekte Auto gibt es nicht, aber wir als Ingenieure und Designer müssen alles tun, um diesem Ideal immer näher zu kommen.»

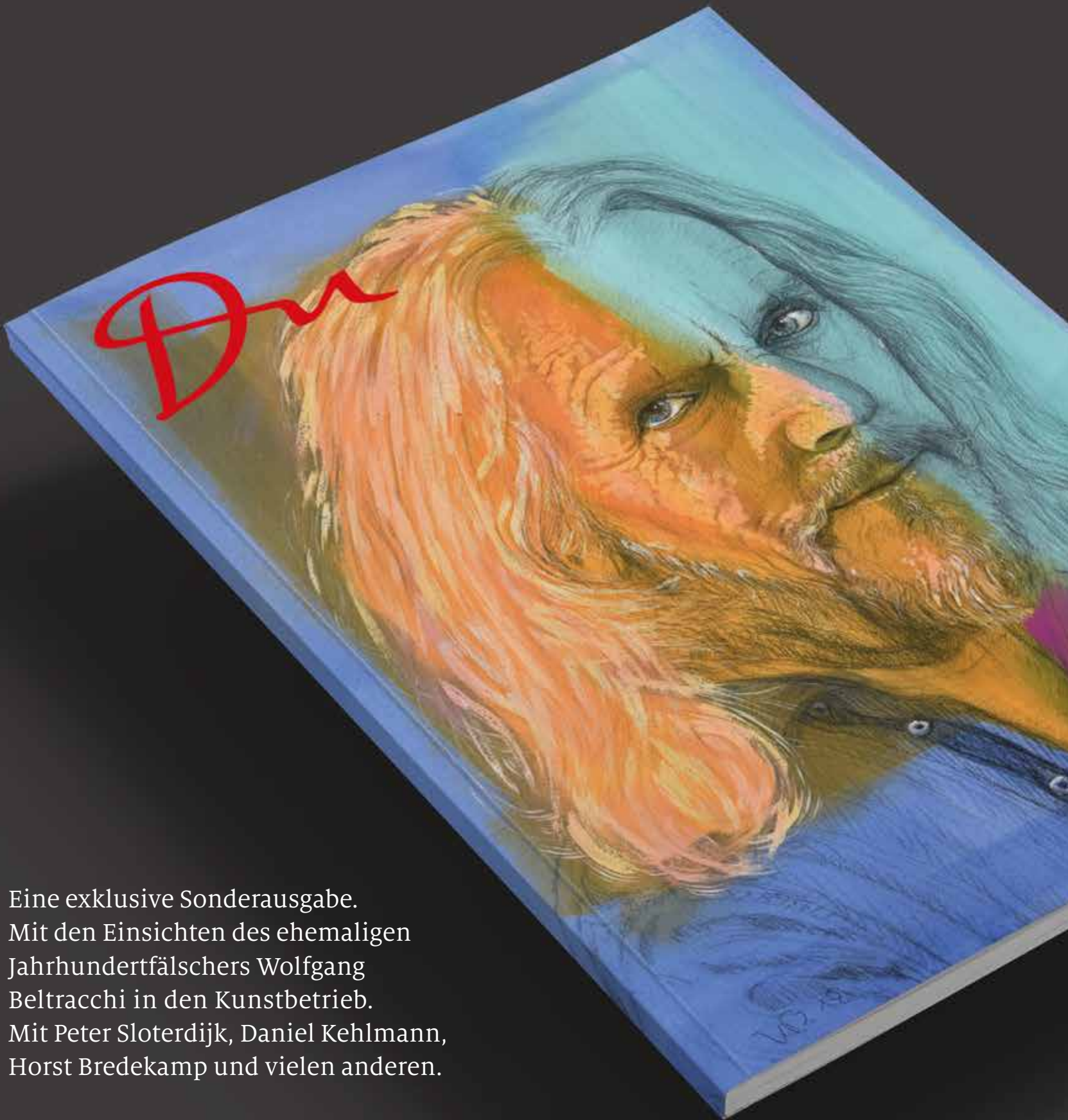
Technisch gesehen, ändert sich an der Grundkonfiguration dieses Sinnbilds eines Sport-

wagens für den Alltag nicht viel: Der Heckmotor wird weiterhin als Boxer gebaut, wassergekühlt und von zwei Turboladern zwangsbeatmet. «Ein verbessertes Einspritzverfahren und neu angeordnete Turbolader samt Ladeluftkühlung erhöhen den Wirkungsgrad im Antrieb», heisst es bei Porsche. Es gibt weiterhin Hinterrad- oder Allradantrieb, aber die Kraft wird jetzt über ein Acht-Gang-Doppelkupplungsgetriebe übertragen. Ein Carrera S leistet nun 450 PS, in 3,7 Sekunden geht es von 0 auf 100 km/h, und die Höchstgeschwindigkeit beträgt immerhin 308 km/h, was für die allermeisten Situationen ausreichend sein dürfte.

«Timeless Machine» nennt Porsche den neuen 911er, ein schönes Wortspiel mit der *time machine*, denn irgendwie ist dieser Sportwagen beides. Er erzählt die Geschichte des Automobils von 1963 bis heute in immer neuen Kapiteln. Gleichzeitig hat jeder der bisher sieben Generationen «Elfer» etwas Zeitloses, auch wenn nicht alle Evolutionssprünge gleich gelungen ausgefallen sind. Wenn man es etwas direkter ausdrücken will, kann man das in den Worten von Rallye-Legende Walter Röhrl tun, dem der Spruch zugeschrieben wird: «Eine Garage ohne Porsche 911 ist doch ein ödes, leeres Loch!»

Porsche 911 Carrera S
Leistung: 450 PS / 331 kW; Hubraum: 2981 ccm;
Höchstgeschwindigkeit: 308 km/h; Beschleunigung
0–100 km/h: 3,7 sec; Verbrauch (WLTP-Testverfahren):
8,9 l / 100 km; Preis: Fr. 156 700.–

Ich, Beltracchi.



Eine exklusive Sonderausgabe.
Mit den Einsichten des ehemaligen
Jahrhundertfälschers Wolfgang
Beltracchi in den Kunstbetrieb.
Mit Peter Sloterdijk, Daniel Kehlmann,
Horst Bredekamp und vielen anderen.

Das neue **Du Nr. 888** im Dezember.

Jetzt erhältlich im Buchhandel und auf
info@du-magazin.com und www.du-magazin.com

Liebe zum Detail

Château d'Yquem produziert den weltweit exquisitesten Weisswein. Pierre Lurton, Chef des Châteaux, erklärt mit Poesie, wie man so weit gekommen ist. *Von Roman Zeller*

Mit breitem, freundlichem Lächeln eilt bei der Ankunft des Gastes ein quirliger Mann von kleiner Statur durch die Empfangshalle. Er ist elegant gekleidet, *old-style*, und huscht am goldenen Schriftzug «Château d'Yquem» vorbei. Mit Dreitagebart, zerzausstem Haar und feiner Rundbrille gibt er den künstlerischen Winzer, es fehlt nur noch das Weinglas. «Ah, vous êtes là», begrüßt er den Schweizer Journalisten anlässlich der «Journées Particulières». Pierre Lurton ist seit 2004 Geschäftsführer des Weingutes Château d'Yquem. Er ist der Bordeaux-Edelwinzer. Der Wein seines Châteaux trägt die Klassifizierung «Premier Cru Classé Supérieur», die bestmögliche aller Bewertungen unter den Bordeaux-Weinen.

Unverzüglich beginnt Pierre Lurton seinen Monolog, und zwar auf Französisch – der Romantik seines Weins zuliebe: «Als ich angefragt wurde, ob ich Zeit hätte, Gäste durch das Château d'Yquem zu führen, antwortete ich: «Für d'Yquem habe ich immer Zeit!»»

Lurton ist mit vollem Engagement dabei, er bezeichnet d'Yquem als Weltmarke, als eine «Definition von Luxus». Nicht umsonst sei das Weingut bereits 1855 mit der bestmöglichen Klassifizierung ausgezeichnet worden. Schwärmend erklärt der Geschäftsführer: «Der Edeltropfen ist eine Mischung aus Romantik und einem Hauch von Kaschmir: elegant, raffiniert, einzigartig – schlicht «supérieur!»» Das war schon so, als der Luxuswein in Europa in der Gastronomie aufkam. «Wein als Getränk kam in Mode, der d'Yquem-Wein besonders», so die kurze historische Einordnung. Sogar George Washington, der erste Präsident der USA, habe den Edeltropfen verehrt.

«Diese Leichtigkeit, diese Frische»

Pierre Lurton führt den Gast durch den sorgfältig gepflegten Garten hinein in die pittoresken Räume des Anwesens. Er begründet den anhaltenden Erfolg des Châteaux mit dem Wirken der Familie der Lur Saluces, die das Weingut, das «mystische Schloss» auf «majestätischem Terroir», in der Zeit von 1785 bis 1996 an die Weltspitze geführt und dort gehalten habe. Das sei wahre Kunst, eben ihre Kunst, meint Lurton anerkennend.

Noch heute seien die Natur und das, was aus ihr gemacht werde, der Grund für den Erfolg. Lurton beschreibt die Szenerie eines Septembertages: «Neblige Luftschleier mit hohem Feuchtigkeitsgehalt liegen am Morgen über den Weinbergen, dann sticht die heisse, trockene Nachmittagssonne in den Dunst hinein – das alles ist einzigartig.» Dieser Vorgang bewirke die sogenannte Edelfäule



Romantik und Kaschmir: Edelwinzer Lurton.

(französisch: noble rot), die als feiner Pelzüberzug auf den Beeren erscheint. Dieses mikroklimatische Spektakel erzeuge die komplexe, reiche und konzentrierte Süsse der Sauternes-Weine. Beim perfekten Reifegrad werde sodann Beere für Beere von Hand gelesen. Das sei entscheidend insbesondere für die Exzellenz eines d'Yquem.

Pierre Lurton ist immer noch am Loben, als er mit dem Gast den Degustierkeller betritt. Kurz blitzt der Gedanke: «Moment, wir werden doch nicht ...?!» im Kopf auf, da hantiert der Chef bereits mit dem Korkenzieher. Er schenkt ein, schwenkt und probiert: «C'est

bon!», befindet er. «Château d'Yquem 2015» steht auf der Flasche, preislich weit über dem Durchschnitt angesiedelt. Monsieur Lurton sinniert: «Diese Leichtigkeit, diese Frische, diese Eleganz – alles aus den perfekten Beeren.» Es sei mehr als nur ein Wein und mit den übrigen Sauternes-Süssweinen nicht vergleichbar. Daher rechtfertige sich der höhere Preis. Dass der Wein zum Teil auch für teure Spekulationsgeschäfte diene, störe ihn nicht. Das zähle zu den Eigenheiten des Luxussegments. Er bevorzuge aber gleichwohl den Genuss des Weins.

Wann pflücken?

Wie aber bringt Pierre Lurton über derart lange Perioden konstante Weinperfektion zustande, und zwar so, dass dies auch betriebswirtschaftlich aufgeht? Der Winzer verweist auf die privilegierte Lage, die optimalen klimatischen Begebenheiten, den Umstand, dass nur die allerbesten Trauben gewonnen werden, allesamt einzeln selektiert von routinierten Fachkräften, genau zum richtigen Reifezeitpunkt. Er selbst könne das nicht, er wisse nicht, wann welche Beere wie zu pflücken sei, witzelt Lurton. Sein erfahrenes Team sei ihm unentbehrlich: «Es braucht eine Menge Wissen, und vor allem muss man dieses dann auf die natürlichen Begebenheiten anwenden können.»

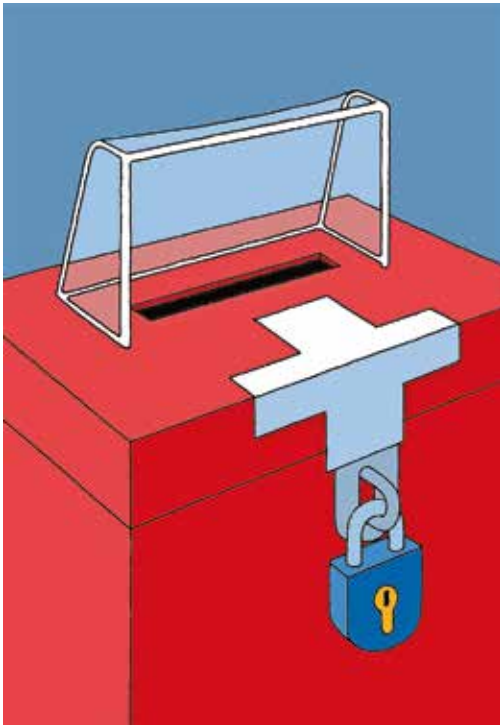
Den Produktionschef erwähnt er speziell als «Hirn des Châteaux»: «Er versteht sein Handwerk.» Lurton vertraue ihm vollends und gewähre ihm künstlerische Freiräume. Die Devise: «Ich halte am althergebrachten Rezept fest und lasse dem Kellermeister seinen Spielraum.» Sein Einfluss sei sowieso klein, so Lurton. Er kümmere sich ums Menschliche, den «Spirit», und darum, die Kommunikation zu vereinfachen und effizienter zu werden. Die Modernisierung der traditionellen Weinherstellung werde vorangetrieben, ohne den Wein darob zu vergessen. Lurton betont die Präzision: «Was nicht dem exzellenten Standard des

Château d'Yquem entspricht, wird gar nicht erst produziert.» Eine Deckelung der Aufwandskosten für sein flüssiges Gold komme nicht in Frage. «Die perfekte Qualität steht über allem.»

Dieser Anspruch bedeute, dass ganze Jahrgänge ausfallen können. Das sei dem Streben nach Perfektion geschuldet. «Das gelingt nicht jedem», meint er, genau das hebe das Château d'Yquem von den andern ab. Zum Schluss fasst Lurton mit der Wendung «Les pieds sur terre, la tête dans les étoiles» seine Vision für den Wein in ein Sprichwort von träumerischer Bodenständigkeit.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man den Sascha Ruefer als Bundesratskandidaten vorschlagen?

Samuel Kamber, Zürich

Sportjournalisten seien wie Eunuchen, heisst es: Sie wüssten, wie es geht, könnten es aber nicht. Diese Bemerkung trifft auf Sascha Ruefer in keiner Weise zu. Der 46-jährige Seeländer wäre der exakt richtige Mann, um unsere gelegentlich etwas lethargische Landesregierung aus den Reserven zu locken. Als Meister der verbalen Blutgrätsche weiss er, was es braucht, um Auswärtsspiele zu gewinnen. Ganz sicher würde er sich in Brüssel nicht das Wort verbieten lassen. Auch diplomatisch könnte die Eidgenossenschaft nur profitieren: Als bekennender Fan der Bundesliga verfügt Ruefer in Verhandlungen mit Deutschland über einen wichtigen Bonus. Mit anderen Worten: *Ruefer for President!*

Thomas Renggli

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ein überraschender und interessanter Betrachtungswinkel – ein Thema, das sonst nie so prominent in die Öffentlichkeit kommt.» *Ekaterina Baranova*

Noch tiefere Erkenntnisse

Nr. 48 – «Kinderlose regieren die Schweiz»; Katharina Fontana und Philipp Gut über den Bundesrat

Besten Dank für diesen hervorragenden Bericht. Die heutigen neuro-psycho-sozialen Erkenntnisse gehen noch viel tiefer. Meines Erachtens wird dies sehr gut im Buch von Dr. Hans-Joachim Maaz «Das falsche Leben» dargestellt. Dass dieses Thema in unserer normopathischen Gesellschaft in den besagten «Etagen» nie angesprochen wird, bestätigt wohl die Siedetemperatur desselben! Bitte weiter-recherchieren, es lohnt sich bestimmt.

Guerrino Stivanello, Wil

Ein überraschender und interessanter Betrachtungswinkel – ein Thema, das sonst nie so prominent in die Öffentlichkeit kommt. Es scheint tatsächlich oft so, dass die genannten Politiker eher das Rampenlicht und die «Gutmenschen»-Aura geniessen (das Endverbraucherdenken!). Die brennende Frage, wo eigentlich härteres Umgehen zugunsten der Sicherheit und des Wohlstands unserer Kinder angebracht wäre, gerät somit ausser Acht. *Ekaterina Baranova, per E-Mail*

An Dekadenz kaum zu überbieten

Nr. 48 – «Versöhnt mit dem Wiederholungstäter»; Christoph Mörgeli über Harald Naegeli

Da reiben sich wohl wahrlich hunderte Geschädigte die Augen, nach dem Millionenschaden und Ärger, den Naegeli mit seinen Sprayereien hinterlassen hat. Dass er jetzt auch noch, wen wundert's, im Zürcher Grossmünster sprayen darf, ist an Dekadenz und Degeneration nicht mehr zu überbieten.

Werner Kessler, per E-Mail

Ausplündern der Erde

Nr. 48 – «Der erste Gutmensch»; Jürg Altwegg über Robespierre

Der Begriff Gutmensch hat auch eine tragische Komponente. Ein Gutmensch ist jemand, der etwas tut, was im Sinne akzeptierter Moralvorstellungen gut ist. Wenn daraus oftmals Schaden entsteht, liegt dies an den erwähnten Moralvorstellungen, die Zielkonflikte einseitig ignorieren. Dazu ein Beispiel: Die grössten Probleme der Menschheit liegen auf den Gebieten der Demografie (Vervierfachung der Menschheit in hundert Jahren) und auf dem Gebiet des Fortschritts, der das Ausplündern der Erde ermöglicht. Die Verhaltensweisen dahinter werden auch heute noch allgemein als gut betrach-

tet. Hier ist die Kreativität gefordert, Wege zu finden, die Zielkonflikte auf dem Weg in die Zukunft zu lösen. Dies auch im Dialog mit Gutmenschen. *Gernot Gwehenberger, Dornach*

Das gibt mehr als zu denken

Nr. 48 – «Alle gegen Alice»; Wolfgang Koydl über Alice Weidel

Die Spendengeschichte um Alice Weidel wurde in der eigenartigen deutschen Presse extrem einseitig, ja geradezu hysterisch dargestellt. Vieles davon beruht auf Vermutungen, Unterstellungen und Verdächtigungen. Wen wundert es? Genau so entsteht der Begriff «Lügenpresse». Alice Weidel und Alexander Gauland sind in Deutschland mit Abstand die besten und glaubwürdigsten Politiker, die zu Recht gegen die verantwortungslose Merkel-Politik angehen. Chapeau! Wenn man nun in der angeblich toleranten Multikulti-Stadt Biel ein primitives Kesselreiben gegen die bisher dort lebende Alice Weidel veranstaltet, muss man anmerken, dass in der gleichen Stadt ein muslimischer Hassprediger seit 1998 (!) problemlos und unbehelligt sein Unwesen treiben konnte. Unbegrenzte Toleranz gegen linke und Multikulti-Anliegen? Das gibt wahrlich mehr als zu denken! *Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon*

Paradoxe Menschenrechtler

Nr. 47 – «Auftragsmörder»; Editorial von Roger Köppel

Paradoxerweise sind es gerade die Kreise der Abtreibungsbefürworter, welche sich für die uneingeschränkte Geltung von Menschenrechten einsetzen. Stichwort: Menschenrechte sind unverhandelbar. Soweit man ein Menschenrecht auf Leben bejaht, was an und für sich unbestritten ist, müsste man unsere Abtreibungsgesetzgebung als klar menschenrechtswidrig bezeichnen. Oder sind etwa – und jetzt wird es polemisch – Frauenrechte höher zu gewichten als Menschenrechte? Zudem: Es ist völlig unlogisch und juristisch nicht begründbar, dass gemäss Art. 544 ZGB das ungeborene Kind zwar erbrechtliche Ansprüche hat, ihm aber das Recht, am Leben gelassen zu werden, verwehrt wird. *Felix Strebel, Wetzikon*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
14				15		16			17		18	
19												
20						21				22		
			23		24			25	26			
27		28						29		30		31
32					33	34		35			36	37
				38				39			40	
41	42		43		44					45		
46				47				48				
49										50		
	51							52				

Lösungswort — Schuldzuweisung im Ergebnis

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die junge Frau arbeitet in Londoner Haushalt. 5 So gesehen schier unmöglich zu verstehen. 9 Dieser spezielle Vogel - für Zoologen rätselhaft. 14 Der König ist das lebende Gesetz, so der römische Philosophen-Kaiser. 16 Hauptstadt, der Polarkreis ist nicht weit. 18 Solche Leute nennt man dann oft so. 19 Ihnen will man nicht geben, man muss. 20 Dokumentation von Werten. 21 Er frisst gerne seine eigene Lagerstätte. 22 Er führt, etwa über den Instinkt, zu Ziel und Zweck. 23 Was für Franzosen eine Kunst, steht nicht in der Gunst der Deutschen. 25 Zwischen Interlaken und Luzern landet man mit Abkürzung in jenem Reservat. 27 Dort an der Bahnstrecke Montreux-Lenk, in Gedenken an Ehrenbürger Menuhin. 29 Trinkweise des Mokka in Milano. 32 Vorspiegelung. 33 Materielle Leistung der unfreiwilligen Art. 36 In etwa transatlantische Super League auf Sparflamme. 38 Bestimmt ein lieber Grossvater. 39 Vertraulich bis heimlich. 41 Handlungen - typisch britisch. 44 Sterne, wie sie über dem alten Rom leuchteten. 45 Der schön abgehobene Club der Schweiz. 46 Tun, macht Müde mitunter wieder munter. 48 Aus ihr sind alle Dinge gemacht. 49 Unfreiwillige Komik der sprachlichen Art. 50 Handel im Wandel der Zeit und also aktuell. 51 Ein Raum, ganz auf Felipe VI. zugeschnitten. 52 Das bisschen Nass rührt von viel Spass.

Senkrecht — 1 Baslers Larve - für Briten dies. 2 Schweizerischer Reisebus. 3 Sie sind eine Ethnie, sie ist eine Meier (TV-SRF). 4 Sie kommt der Bedeutung ziemlich nahe. 6 Lin fehlt, um wirklich in der deutschen Hauptstadt zu sein. 7 Fitte Menschen wie 18 waagrecht bezeichnen wir dann oft so. 8 Zustand ohne Streit ergibt Bewegungslosigkeit. 10 Die Entfernung kommt uns astronomisch vor. 11 Folgt umsatzmässig nach Migros etc. auf dem fünften Platz. 12 Bringt es auf den Punkt: Handarbeit, bei der es schnell gehen muss. 13 Nikolaus gemahnt an einen Hirten, war aber Banker. 15 Namentliche Assoziation zu Spaghetti-Western. 17 Der Rotblaue lebt im Wasser, der Südamerikaner in einem Land. 24 Russische Stadt: runter vom Kaukasus an die Küsten des Schwarzen Meeres. 26 Wahrhaftig eine endlos böse Eigenschaft. 27 Fleischstücke, möglichst gross - wow! 28 Nachbarschaftlich: die nationale Gestalt mit symbolischem Gehalt. 30 Inspirieren wie stimulieren lassen Raum für 4 senkrecht. 31 Verbraucht und schmierig. 34 Gottgegebener Verwaltungsbezirk. 35 So macht es sicher keinen schlechten Eindruck. 37 Disco-Parties alter Römer. 40 Die Wilde: kräftig, krautig, stachelig. 42 Boxern bestens bekannte Schnittwunden. 43 Hauptsache verkaufen, sagt der Businessman. 47 Sportliches Pendant von 36 waagrecht.

©Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 595

A	D	A	M	M	A	L	I	O	B	A	M	A
L	O	G	I	S	L	A	G	E	A	G	I	L
V	E	R	S	T	A	A	T	L	I	C	H	U
A	R	O	S	A	N	E	U	N	N	A	S	E
F	I	R	R	R	S	H	E	K				
M	E	M	O	R	Y	A	C	E	N	T		T
I	R	A	N	D	E	L	P	H	I	E	H	E
T	N	P	E	P	R	A	N	C	H	E	R	R
T	O	D	A	R	I	V	E	L	O	E	L	E
A	L	O	I	S	K	S	T	A	R	R	E	N
G	O	L	D	K	U	E	S	T	E	T	A	N
F	A	S	S	R	O	N	L	I	N	E		

Waagrecht — 1 ADAM 5 MALI 9 OBAMA 14 LOGIS 16 LAGE 18 AGIL 19 VERSTAATLICHUNG 20 AROSA (a rosa = port. f. die Rose) 21 NEUN 22 NASE (Karpfenfisch) 23 IRRER 25 SHE (engl. für sie) 27 MEMORY (Spiel, Lied aus dem Musical Cats) 29 CENT 32 IRAN 33 DELPHI (-n) 36 EHE 38 PEP 39 RANCHER 41 TODA 44 RIVEL (war weltberühmter span. Clown) 45 OELE 46 ALOIS (zweiter Vorname Schwarzeneggers) 48 STARREN 49 GOLDKUESTE 50 TANZ 51 FASS 52 ONLINE

Senkrecht — 1 ALVA (Lava) 2 DOERFER (Böhmische Dörfer, Redensart) 3 AGRO 4 MISSION 6 ALANE (aalen) 7 LATERAL 8 IGLU 10 BAHNEN 11 AGUA (span. f. Wasser) 12 MINSK 13 ALGE 15 STARR 17 EINSCHALTEN 24 RYDER (Cup, von Samuel R. ins Leben gerufen) 26 HEIN (-e) 27 MITTAG 28 MANDOLA 30 TEHERAN 31 TERENCE (zetern) 34 EPIKER 35 PRESTO 37 HELENE 40 CORTI 42 OLOF (fool, engl. für albern, verrückt) 43 AIDS (engl. f. Hilfsmittel, Pl.) 47 SKS (Stiftung für Konsumentenschutz)

Lösungswort — MUSKELKATER

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

The Breitling Cinema Squad
Brad Pitt
Adam Driver
Charlize Theron



AIR
LAND
PREMIER
SEA



BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ST. MORITZ
ZERMATT • ZURICH